Der

Pfarrer Müller

und seine Kinder,

eine

vaterländische Familiengeschichte.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig,

1792.

Neun und neunzigster Brief.

Hans von Frankenberg zu Frankenberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Dank, tausend Dank sey Ihnen, liebster Mann! für Ihren Brief, durch den Sie mir tief in mein Herz hineingeredet haben. Ich fühle ganz die Würde Ihrer Trostgründe, und zu gewissen Zeiten glaube ich recht stark dadurch geworden zu seyn. Dennoch aber kommen schwarze Stunden, wo meine Körperkräfte meinen Ideen nicht folgen wollen. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß Leibesschwachheit die Ursache meiner Leiden ist, oder sie doch vergrössert. Mein Arzt, den ich um Rath gefragt habe, sagt das nähmliche. Eine grosse Nervenschwäche, die ich mir durch vieles Arbeiten und besonders durch anhaltendes Sitzen in der Nacht, zugezogen habe, bringt mich in meinen unglüklichen Zustand.

Aber nicht allein meine körperlichen Umstände, lieber, bester Freund! machen mich so mißmuthig — denn ich glaube, diese allein würden durch den Gebrauch guter Arzneymittel noch zu

heben seyn — sondern eine unglükliche Ehe hat mich auf den höchsten Gipfel des Grams, den ein Sterblicher fühlen kann, gehoben. Der Harm über eine ganz unwürdige Gesellschafterinn meines Lebens, der mich, wie mein Schatten, überall verfolgt, häuft meine Leiden und wird die Heilkraft aller Arzneymittel hemmen.

Noch habe ich meinen unglüklichen Zustand niemand offenbahret. Ich glaubte immer noch, durch Güte und Nachgiebigkeit dieienige, die mir die Nächste in dieser Welt seyn sollte, zu gewinnen; allein ich habe mich betrogen! Es ist nun iezt Bedürfniß für mich, mich iemand zu offenbahren und nur Sie können der Mann seyn, in dessen Schoos ich das Bekenntniß meines Elends niederlegen will. Gleichwohl will ich für iezt noch eine Zeitlang schweigen. Vielleicht daß ich sie noch gewinne, die, die mein Leben vergiftet. Betrüge ich mich in meiner lezten Hoffnung, dann, Mann! müssen Sie mein Mittler seyn.

Beten Sie für Ihren unglüklichen Freund u. s. w.

Hun-

Hundertster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde an Charlotte Rosenfels zu Altenstädt.

Da stehe ich noch, Lottchen, — über dem Grabe, das vor kurzer Zeit mein gewisser Theil zu seyn schien! — Bin schon wieder in der Welt, von der ich schon ganz Abschied genommen hatte! Die allmächtige Hand meines Gottes hat mich wider die Hoffnung des erfahrnen Arztes aus dem Thale des Todes zurük und auf eine neue Lebensbahn geleitet. Um mit Freuden über einen gesunden und wohlgestalten Jungen, den ich zur Welt gebracht habe, künftig ein ruhigeres Leben als vorher zu führen, oder um neuen — vielleicht noch härtern — Schiksalen entgegen zu gehn? — — Das weiß ich nicht! Es sey wie es wolle! Sollte auch das lezte erfolgen, wie mich zwar dunkle, aber drükkende Ahndungen meines Herzens fast überzeugen wollen; so bleibt doch der Trost bey mir lebendig, daß alles noch so unerträglich scheinende Unglük doch eben so vergänglich ist, als die Freuden des Lebens, und daß es zulezt von diesem sowohl als von der Herrlichkeit der besten Glüksgüter heißt: „und siehe, es nahm ein Ende!"

Das Leben des prassenden und glüklichen Wollüstlings, dessen Wünsche in ihrem ganzen

Umkreise erfüllt werden, als ob sie Befehle einer Gottheit wären, wird endlich so gut von der Verwesung verdrängt, um mit dem Körper, den es verließ, Millionen Würmern das Leben zu geben, als wie das dürftige Gerippe des entmarkten Unglüklichen, der sich nie der Erhörung eines Wunsches erfreuen konnte, einst wenigen Maden zur Nahrung dienen muß. —

Ja, Liebe! melancholisch sind iezt meine Gedanken, obgleich mehr als iemals die Sonne des Glüks uns anzulächeln scheint. Mein Mann hat nun den gewissen Ruf als Amtmann nach Nordenheim bey Uttenhof durch Vorschub des Commissions-Rath Redlichs erhalten, der ihm denselben, bey der vor kurzem vollzogenen Hochzeit seiner Tochter mit meines Mannes Nachfolger, bekannt gemacht hat. Ehestens werden wir dahin abreisen. Ich habe noch ausserdem die Hoffnung, meine verlohren geschäzte Schwester, die an ihre Aeltern geschrieben und ihre Rükkunft versichert hat, bald wieder zu umarmen — und doch, Lottchen! wühlt eine Unzufriedenheit — eine Angst in meinem Herzen, die ich bey meinem ganz unglüklichen Zustande nicht gefühlt habe. — Ach! gewiß ein Vorbote mehrerer Unglüksfälle, die mich erwarten!

Mei-

Meines Mannes Zustand vermehrt mein Leiden. Er ist eben so wenig bey dem ihm anscheinenden, Glükke beruhiget, als ich, und kann einen ganz unwillkührlichen Mißmuth, der vielleicht der Hypochondrie zuzuschreiben ist, nicht überwinden. Er geht oft herum, wie ein Mensch, den alles verlassen hat, ringt und dreht die Hände und, wer ihn sonst nicht kennt, sollte glauben, daß irgend eine schwarze That sein Gewissen beflekke und seine Sele foltere. Sogar im Schlaf bemerke ich Aeußerungen der Verzweiflung an ihm und oft, sehr oft, sind mir seine Ausrufungen im Traume fürchterlich. —

Doch was klage ich meiner Freundinn vor, die ich erheitern sollte! Ja, erheitern soll ich Sie, Beste, auf ausdrükliche Veranlassung Ihres Bräutigams! Er ist nichts weniger als anders gesinnt gegen Sie. Er ist zwar durch Ihren lezten Brief mit dem Sie ihn unschuldiger Weise gar sehr gekränkt haben, beynahe beleidiget worden; aber schreiben Sie noch ein Mahl an ihn — dieß ist, unter diesen Umständen, Schuldigkeit — und er wird Ihnen die größten Beweise seiner noch fortdauernden Zärtlichkeit geben.

O, Sie werden noch glüklich, sehr glüklich seyn — aber ich? — Doch ich will diese Saite nicht wieder anschlagen! — Leben Sie wohl!

 Hun=

Hundert und erster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Gott Lob! daß die Angst meines armen Weibes, die sie, wie Ihnen bekannt ist, über Simons van der Hardt Ausforderung gehabt hat, gehoben ist, auf so eine Art gehoben ist, daß weder ihre Liebe noch meine Ehre dabey gelitten hat. Was ich nimmermehr vermuthet hatte, geschah. Das Duell ging gar nicht vor sich.

Als ich an dem, von meinem Gegner bestimmten Morgen von dem Dorfe, wo ich über Nacht, unter dem ermüdensten Kampfe zwischen der Liebe gegen meine Frau und Kinder und dem brausenden Gefühle der einmal angenommenen — ich weiß es gar wohl, nur eingebildeten — Ehre, zugebracht hatte, wobey gleichwohl das Gefühl der Ehre die Oberhand behielt, dem Plaze, wohin mich mein Feind beschied, entgegen ritt; begegnete mir ein Bedienter von ihm, der mir mit wenigen Worten meldete, daß sein Herr durch einen besondern Zufall verhindert würde, zu erscheinen, sich aber die verlangte Genugthuung auf ein anderes Mahl vorbehalten wollte.

Gott weiß, was es für ein Zufall ist. Sonderbar und wichtig muß er seyn, denn außerdem hätte er diesen Mann gewiß nicht abgehalten. Es sey aber, was es sey, ich danke Gott, der mich aus dieser mißlichen Lage gerissen hat. Nicht etwa, weil es mir an Muth gefehlt hätte — o diesen Muth, der aber eigentlich nach vernünftigen Begriffen Tollkühnheit heißt — habe ich leider! schon mehr als ein Mahl gezeigt! — Nein! Die warme Liebe zu meinem Weibe und meinen Kindern hat mich den Zufall segnen heissen, der diesen Zweykampf verhinderte. —

O was hab ich ausgestanden, lieber Herr Pfarrer, ehe ich die Vorstellungen meiner Frau, und die in mir selbst so laut redende Zärtlichkeit der Gatten- und Vaterliebe überwand! — Nun ist mein Entschluß fest und überlegt gefaßt, ich nehme eine andere Ausforderung nicht an. Habe ich doch nunmehr gezeigt, daß es mir nicht an Herz fehlt, meine Ehre, auch auf eine eingebildete Weise zu vertheidigen, und da mein Gegentheil selbst mir die Gelegenheit nimmt, solches zu vollbringen, so bin ich nach meiner Meinung vollkommen gerettet.

Mit welcher Wonne mich meine liebe Gattinn bey meiner Zurükkunft empfing, und was ich bey dieser Wiedervereinigung für Regungen hatte,

te, das kann ich Ihnen nicht beschreiben; alles dieß läßt sich nur fühlen. Wollen Sie aber ein Zeuge seyn, wie solche Zwischen-Scenen das Glük und die Ruhe einer Familie erhöhen können, so kommen Sie heute mit Ihrer Frau zu uns. Ich bin u. s. w.

Hundert und zweyter Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Ist es Dir möglich, liebe Tochter, vor Deiner Abreise nach Nordenheim uns noch ein Mahl mit Deinem Manne zu besuchen, so stehe nicht an, abzureisen, damit Du gegenwärtig bist, wenn ich und Deine Mutter die Freude haben werden, Deine Schwester, Helenen, wieder in unsere Arme zu schließen. Sie wird ehestens wieder bey uns seyn, denn heute ist der Wagen abgegangen, den ich ihr bis Z* entgegen geschikt habe, um sie von da abzuholen.

Wie wenig hätte ich noch vor kurzer Zeit geglaubt, daß mir unter meinen Umständen noch so frohe Stunden werden könnten, als ich iezt habe. Dich wieder versorgt zu wissen, und der Ankunft einer, ganz verlohren geschäzten, Tochter

ter entgegen sehn zu können — o welche Wonne! Ach, ich bin es nicht werth, des nimmermehr vermutheten Glüks! Gott, tausend Mahle sey dir Dank geopfert für deine Gränzenlose Liebe! — O komm, liebe Tochter, und nimm Antheil an meinem Vergnügen! —

Hundert und dritter Brief.

Charlotte Rosenfels zu Altenstädt an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Freuen Sie sich mit mir, liebe Aemilie, über mein Glük, so wie ich mich über das Ihrige gefreuet habe. Mein Bräutigam war mir nicht untreu, und dachte nicht daran, sich mit einer andern zu verbinden. Jener Brief an den Advocaten war nicht in seiner eigenen Angelegenheit, sondern auf Verlangen eines Freundes von ihm geschrieben. Noch ehe ich ihr leztes Schreiben erhielt, war schon mein lieber Rothe persönlich bey mir, um mich nach Sternheim abzuholen, wo er vor kurzem mit ansehnlichem Gehalte Steuerrath geworden ist. Und so bin ich nun ganz glüklich, so glüklich, wie es ein Mensch unter meinen Verhältnissen werden kann!

Aber glüklicher noch würde ich seyn, wenn mich, liebe Freundinn, Ihre geäußerte Schwer-

 muth

muth nicht beunruhigte! Was kann Sie doch immer unter den besten Aussichten, zu einem solchen Mißmuth bewegen! Denken Sie doch an Ihre Freudigkeit, die Sie in Ihren ganz bedenklichen Umständen hatten! Wie ist es ihnen möglich, das Vertrauen auf Gott, das Sie auf dem dunkeln Wege des Leidens in so hohem Grade hatten, dann aufzugeben, wenn sich die Stunde nahet, wo Ihre Hoffnung gekrönt werden soll? O, werfen Sie diesen Unmuth weg! Sie machen sich Ihr iunges Leben zur Last, verkürzen Ihre Tage, und haben es nicht Ursache. Seyn Sie stark in der Hoffnung, und vermeiden ieden Gedanken, der Ihre Ruhe trüben kann! —

Ich werde ehestens mit meinem Bräutigam bey Ihnen seyn, und sie dann mündlich noch mehr aufzurichten suchen, zugleich aber auch Sie zu meiner Hochzeit bitten. Sie nehmen doch an meinen Freuden großen Antheil, das weiß ich, und werden mich nach Sternheim, wo unsere Verbindung vollzogen wird, begleiten, das hoffe ich!

Hundert und vierter Brief.

Der Professor Müller zu J. an Ernestine Lauer zu H.

Angebetet wurden Sie von mir, liebes Frauenzimmer, von dem ersten Augenblikke an, da ich das Glük hatte, Sie kennen zu lernen, und der Wunsch, in Ihnen eine Gesellschafterinn meines künftigen Lebens zu finden, keimte gleich nach unserer ersten Bekanntschaft in meinem Herzen. Zu iener Zeit waren zwar meine Aussichten nicht so beschaffen, daß ich ie die Ausfüllung dieses Wunsches hoffen durfte; gleichwohl hab ich ihn in meinem Busen gehegt und genährt, und er wuchs endlich so stark heran, daß ich, wie Sie selbst wissen, nicht vermogte, Ihnen das Bekenntniß meiner Empfindung länger zu verhehlen. Sie waren so gütig gegen mich gesinnt, daß Sie mich Ihrer Zuneigung versicherten, und ich genoß diese eine Zeitlang zu meinem größten Vergnügen. Unvermuthet aber ward Ihr Herz von mir abgewendet, wovon ich noch bis iezt die Ursache nicht weiß. Ich mußte mein trauriges Schiksal tragen, und weil Sie mir alle Gelegenheit, Sie zu sprechen, abschnitten, von H. abreisen, ohne nur ein Wort über die Trennung unserer Bekanntschaft mit Ihnen reden zu können. Was ich dabey gelitten habe, will ich Ihnen nicht

nicht sagen. So stark die Schilderung meiner gehabten Leiden seyn müßte, so würde sie doch zu schwach seyn, sie in ihrer wahren Gestalt aufzustellen. Nur so viel muß ich Ihnen sagen, daß nach vielen Kämpfen endlich mein Entschluß war, Sie ganz zu vergessen. Wie sehr aber dem Liebenden die Kräfte fehlen, in einem solchen Falle auszuführen, was er sich vorgenommen hat, das erfuhr auch ich. Ich kam mit diesem Gedanken hierher, und hoffte, bey der gänzlichen Veränderung meiner Situation, Sie bald vergessen zu können; allein umsonst. Je mehr ich mich von dem Andenken an Sie zu entfernen suchte, desto unentbährlicher ward mir der Gedanke an Ihre Person. Wenn ich glaubte, Sie eine Stunde lang vergessen zu haben, so mußte ich wieder Tage lang mit dem unerträglichen Gedanken an Ihren Verlust streiten. Endlich lag mein Entschluß ganz unter, und ich fand, daß nichts in der Welt vermögend seyn würde, eine so fest gewurzelte Liebe aus meinem Herzen auszurotten. Dieser Gedanke ward bald so stark in mir, daß ich mir vornahm, Ihr Herz nochmals zu suchen. Ich weiß nicht, ob eine dunkle Ahndung mir einen glüklichen Ausgang hoffen ließ; genug, ich ward recht fröhlich, da ich auf diesen Einfall gekommen war. Ich folge diesem Triebe und bitte Sie um Ihr Herz und um Ihre Hand.

Kann

Kann ich Ihnen gleich keine Reichthümer, nicht die Theilnehmung an glänzenden Ehrenstellen opfern, so kann ich Ihnen doch ein zärtliches Herz und ein nothdürftiges Auskommen versprechen. Meine Lage erlaubt mir auch noch bessere Umstände in die Zukunft zu erwarten, wovon ich aber, als von ungewissen Dingen nicht reden will. — Schenken Sie mir Ihre Liebe, meine ewig geschäzte Ernestine, und meinem Zustande geht dann nichts ab! Ach lassen Sie mich eine bejahende Antwort hören, eine verneinende würde mir meine ganze Ruhe auf ewig rauben! Darf ich hoffen Liebe?

Hundert und fünfter Brief.

Mariane Nagelinn zu Wolkenberg an den Advocat Körner zu Mühlstrom.

Der Vorhang ist niedergefallen, die Komödie ist aus, und ich habe — keinen Mann. Rothe ist schleunig von hier abgereiset. Er ist nach Sternheim als Steuerrath berufen worden, und ich weiß nun so gewiß, daß ich nach einem Schatten griff, wenn ich mir die Hoffnung träumete, ihn zum Manne zu erhaschen, als wie ich weiß, daß die Sonne am Himmel ist. Ich darf gar nicht mehr zweifeln, denn er sagte mir selbst bey seinem Ab-

schiede, nach vorher gegebner Nachricht von seiner Versorgung, die wenigen aber sehr deutlichen Worte: „ich reise nun ab, um eine würdige Braut, die zu Altenstät lebt, in die Stadt meines künftigen Aufenthalts abzuhohlen, und ich hoffe ganz glüklich zu seyn: leben Sie wohl!“

— Daß mich dieses unerwartete Bekenntniß sehr überraschte, können sie sich vorstellen, doch brachte es mich nicht ganz aus meiner Fassung. Ich hatte so viel Gewalt über mich, daß ich dem frisch ausgekrochenen Herrn Steuerrath über sein Glük ein solches Compliment her harranguirte, als ob ich es vorher ausstudirt hätte. Was ich aber im Herzen dabey dachte, mit welchen Flüchen ich den Betrieger beladete, das hätte der Knabe aus meinen Zähnknirschen sehen können, das ich mitten in meinem Complimente nicht verhindern konnte, wenn er Welt genug gehabt hätte, so etwas zu bemerken.

Dahin ist er nun, lieber Mann, und mit ihm meine ganze Hoffnung, durch ein Priesterkreuz zur ehelichen Frau gestempelt zu werden, eine Hoffnung, die meine beste und erste gewesen ist. — Doch es sey! Ich will nun alle Mannspersonen ganz verachten, mit keinem ie noch Bekanntschaft machen, und der feste Vorsatz

satz ist gefaßt: bis an mein Ende meinen ledigen Stand nicht zu verwechseln.

Das beste ist noch, daß mir Rothe ein wichtiges Präsent für meine Bewirthung gemacht hat, das meinen Aufwand weit übersteigt. Ich kann doch so meine Schulden bezahlen, und bleibe denn wenigstens die, die ich vorher war. Wie es weiterhin werden wird, mögen die Götter entscheiden. Ich will nicht so weit hinaus denken; wer weiß, was mir noch für Gelegenheit zu irgend einem Nahrungsgeschäfte aufstößt. Können Sie aber durch Ihre Bekanntschaften es dahin bringen, daß ich indessen bey einer Herrschaft als Haushälterinn oder Ausgeberinn ankomme, so bitte ich darum, und werde sehr dankbar seyn — Haben Sie Mitleiden mit mir! Ich bin u. s. w.

Hundert und sechster Brief.

Willhelm Flate zu N* an Christoph Lehmann zu L.

Solche Uebergänge, Bruder, von einem Affecte zum andern, mußte noch kein Mensch in der Welt erleben, als ich in der kurzen Zeit erfahren habe, seit dem ich von L*. weg bin!

— Freude war der erste, dann kam Liebe, Freude und Furcht zusammen, und dann wieder Freu-

Freude, und zulezt Schmerz und Wuth. Laß Dir nun meine ganze Geschichte erzählen, denn ich habe nicht mehr nöthig, Dir ein Geheimniß daraus zu machen. Um Dir alles recht vorstellen zu können, muß ich weit ausholen.

Du weißt, daß ich ein Mahl in den Ferien mit dem jungen Falk zu seinen Aeltern reisete. Hier lernte ich ein Mädchen kennen, dessen Reizen ich nicht widerstehen konnte, und die mich so einnahm, daß ich mich entschloß, alles zu wagen, um zum Besitze Ihrer Person zu gelangen. Es war die zweyte Tochter des Pfarrer Müllers in Sommerhayn. Mein Vornehmen auszuführen, hatte viele Schwierigkeiten, denn Ihr Herz war nicht mehr frey und schon an den jungen Falken verschenkt? gleichwohl ließ ich meinen Anschlag auf Sie so wenig fahren, daß mich dieses unübersteiglich scheinende Hinderniß noch mehr anfeuerte, denselben auszuführen. Ich nahm mir für, mich in das Liebesverständniß dieser Leute zu mischen, und wenn ich Ihr beyderseitiges Vertrauen gewonnen haben würde, den Saamen der Uneinigkeit in beyder Herzen zu säen, und auf diesen Fall zweifelte ich nicht, daß, wenn die Uneinigkeit zu Kräften gekommen seyn würde, ich als ein Vertrauter der göttlichen Helene, den nächsten Anspruch

spruch auf Ihr Herz machen dürfte. Es glükte mir. Meine List machte den jungen Falken so treuherzig, daß er mir alle Geheimnisse seines Herzens gestand. Dieß Geständniß wußte ich mir bey Helenen bald so zu Nutzen zu machen, daß auch sie Ihr Bündniß mit Falken vor mir ferner nicht geheim hielt. Beyde liebende hielten mich bald für eine unentbährliche Mittelsperson, weil ich Ihnen öftere Zusammenkünfte verschaffen mußte. Freylich war mir die Zärtlichkeit sehr zuwider, mit der Helene meinem Nebenbuhler begegnete, aber es gehörte doch einmahl in meinen Plan, diese anfänglich zu befördern, und ich mußte schon suchen, die öftern Aufwallungen einer zwar geheimen, aber stärkern Eifersucht zu unterdrükken.

Wir kamen wieder zurük nach L. und mein nunmehriger Stubenbursche, Falk, ward bald kränklich. Ich sah, daß seine Unbäßlichkeit ein Ansatz zur Schwindsucht sey und daß nichts fehle, um sie zu befördern, als ihm irgend ein innerliches Leiden zu machen. Ich sann hin und her, wie dieses anzufangen wäre, bis mir endlich selbst seine Liebe zu Helenen, als das schiklichste Mittel vorkam, durch die ich meinen Entwurf ausführen konnte.

Ich hatte sehr oft Gelegenheit, Briefe von Helenen, die Sie an Falken schrieb, in den

Händen zu haben und bemühete mich, Ihre Hand nachahmen zu lernen. Dieß war bald bey mir zur Fertigkeit geworden. Ich wußte in kurzem Ihre Züge so meisterlich nach zu machen, daß ich auch den klügsten betriegen konnte. Nun schrieb ich einen Brief in Helenens Nahmen, der an mich gerichtet war und worin Sie mich bat, Falken wissend zu machen, daß sie gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte, und keine Briefe mehr von ihm annehmen würde. Ich wieß meinem Stubenburschen diesen Brief, und nahm bald an seinem Verblassen wahr, daß meine List gelingen dürfte. Er seufzete und jammerte, und schrieb sogleich einen beweglichen Brief an seine Liebste, den ich aber so, wie folgende, unterschlug. Nun mußte ich noch suchen, den nächsten Brief, der von Helenen kommen würde, aufzufangen, und so dann dieser das nähmliche einzubilden, was ich ienem vorgespiegelt hatte. Es gelang mir alles. Ich bemächtigte mich des nächsten Briefes, der von Helenen an Falken ankam, und ohne ihn zu öffnen, sendete ich denselben mit einem Schreiben zurük, worin ich Ihr meldete, daß Falk mir aufgetragen hätte, diesen Ihren Brief ungelesen Retour zu schikken. Ich unterließ dabey nicht, ihr vorzudichten, daß ihr Liebster an einem Mädchen hänge, und sie deshalb aufgegeben ha-

be.

be. Helene ließ hierauf ein strenges Schreiben an ihren Jüngling ab, da sie aber solches an mich adressirte, so kam es nicht in seine Hände.

Unter diesen Umständen wuchs die Schwermuth meines Stubenburschens augenscheinlich, und vermehrte seine Krankheit, welches ich mit Freuden bemerkte. Endlich ward es so schlecht mit ihm, daß man seinen nahen Tod voraussehen mußte. Was er während der Zeit um Helenen gewinselt hat, das kann ich Dir nicht beschreiben. Er hub einen langen Brief an sie an, schrieb daran mehrere Tage, und trug mir endlich auf, sein Geschmiere nebst andern zusammen gepakten Lappalien, Helenen nach seinem Tode zu übermachen. Ich verhieß ihm dieß alles mit zuversichtlicher Miene. Kurz darauf starb er.

Wer war froher als ich! Mit Vergnügen besorgte ich sein Begräbniß, und wollte nun Anstalt treffen, mich Helenens zu bemeistern. Unvermuthet aber ward ich zu einem Edelmann, der mit meinem Vater gut bekannt war, abgerufen, um ihm, gegen das Versprechen einer baldigen Versorgung, einen Dienst zu erweisen. Da die Hoffnung zu einem Unterkommen meine Hoffnung auf Helenen sehr begünstigte, so stand ich keinen Augenblik an, dem Rufe zu folgen und vergaß darüber, wie ich Dir schon damals

geschrieben habe, das unglükliche Geschmiere des verstorbnen Falkens bey Seite zu schaffen. Ich reisete ab, und kam bald bey dem Edelmann an, ohne noch zu wissen, was eigentlich von mir auszuführen seyn sollte. Er eröffnete mir gleich, daß ich ihm ein Mädchen entführen und auf meines Vaters Wohnung bringen sollte, und — was denkst Du wohl — als er sie nannte, so, war es — Helene!

„Ha," dachte ich bey mir selbst, „und wenn du mir Bischofswürden versprechen wolltest, so würde mich dieß nicht bewegen, dir dieß Mädchen in die Hände zu spielen, um das ich es mir schon so sauer werden ließ." Doch verstellte ich mich, und versprach ihm, was er begehrte. Sein Plan war, daß ich mit zweyen seiner Leute Helenen aus dem Garten, worin sie alle Abende war, rauben, dann in eine nahhaltende Chaise bringen, und sie durch seinen Kutscher unter meiner Begleitung nach Dornbusch zu meinem Vater schaffen sollte.

Alles war mir in diesem Proiecte recht, nur der Kutscher des Edelmanns nicht. Ich stellte ihm daher vor, daß es besser gethan seyn würde, wenn ich selbst die Person des Kutschers vorstellte, und sie ganz allein in mein väterliches Haus brächte. Mein Vorschlag ward gern bewilliget,

und

und so reisete ich in Gesellschaft zweyer Leute des Edelmanns nach Sommerhayn ab. Ich hielt mit meiner Chaise als ein Kutscher im Hohlwege, und meine Begleiter gingen aus, um Helenen aufzuhaschen. Sie brachten sie bald getragen, und ich kutschte mit ihr davon.

Als wir einige Stunden gefahren waren, beredete ich die beyden Männer, wovon einer der Gerichtshalter, und der andere der Kammerdiener des Edelmanns war, ihren Rükmarsch anzutreten, und ich hatte also Helenen allein in meiner Gewalt. Und nun nahm ich mir gleich für, mit den Pferden des Edelmanns und dem Gelde, das er mir anvertrauet hatte, durchzugehen: nun wußte ich noch nicht, wohin ich sie führen sollte. Ich beschloß zulezt, Helenen nach H. zu schaffen, daselbst Pferde und Geschirre zu verkaufen und auf irgend eine Weise ein Unterkommen zu suchen. Im Anfange stand ich an, mich Helenen zu erkennen zu geben, und fuhr einen ganzen Tag fort, ohne ihr zu entdekken, wer ich sey. Sie lamentirte und weinte so sehr, daß es ihr zulezt eine Ohnmacht zuwege brachte. Ich sezte sie im Walde nieder, strich sie an, und sie kam wieder zu sich. Nun legte ich die Maske ab, und entdekte mich ihr. Ich sagte, daß ich sie für den Edelmann habe entführen sollen, aber

sie für mich behalten würde, weil mein Herz ältere Ansprüche auf sie zu machen hätte. Sie war aber ganz außer sich, und rief so gar, als wir bey Hohenzell vorbey fuhren, einem Manne, der da in einem Garten stand, zu, ihr beyzustehen, welche Hülfe ich aber, durch schleuniges Zufahren vereitelte. Endlich ward sie gleichwohl zahm, und da sie sah, daß ich sie nicht aus meinen Händen lassen würde, so begann sie gefälliger zu werden.

Ich wußte sie mit Erzählungen von ihrem im Leben geliebten Falken, von dem ich zu erwähnen wußte, daß er auf seinem Sterbbette seine Untreue bereuet, und unaufhörlich nach ihr geseufzet hätte, so einzunehmen, daß sie endlich ganz für mich gestimmt war. Nun eröffnete ich ihr mein Vorhaben, daß ich sie in die weite Welt bringen wollte. Hier widersprach Sie aber. Sie versagte mir ihre Liebe nicht ganz, wollte aber, daß ich die Pferde und den Wagen dem Edelmanne wieder zurükschikken und sie dann zu ihren Aeltern bringen möchte, und unter dieser Bedingung verhieß sie mir endlich, daß, wenn sie ia ihr Herz wieder verschenken würde, ich die nächste Hoffnung dazu haben sollte.

Ich fuhr nach Z., befolgte da ihren Willen, und schikte Pferd und Wagen an die Behörde ab,

doch

doch so, daß mein Aufenthalt nicht entdekt werden konnte. Hier hielt ich mich lange auf, ehe ich mich entschließen konnte, Helenen zu willfahren, und ihren Aeltern meinen Aufenthalt bekannt zu machen. Endlich aber ward ich mit ihr einig, daß sie es thun, und sich dabey die Aufnahme meiner Person bedingen sollte. Sie willigte ein, und schrieb an ihren Vater, daß ihrer Zurükkunft nichts entgegen stände, wenn er ihrem Begleiter verzeihen würde. Mit der Antwort kam sogleich eine Kutsche, um uns abzuholen, und ich glaubte, dem Glükke im Schoose zu sitzen.

Wir fuhren früh ab, waren aber kaum zwey Stunden gereiset, als uns der Edelmann, für den ich Helenen entführen sollte, Simon van der Hardt heißt er, begegnete. Er kannte mich und Helenen sogleich, saß vom Rosse ab, und befahl seinen beyden Bedienten, unsere Pferde aufzuhalten, und als das erfolgt war, kam er mit aufgezogenem Pistole auf mich zu, und mit den Worten: „Kömmst du mir so in die Hände" drükte er das Pistol auf mich ab, und traf mich, obgleich nicht tödtlich, doch so, daß ich sogleich alles Bewußtseyn verlohr.

Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in Sommerhayn bey dem Pfarrer Mül-

 ler,

ler, Helenens Vater, wohin mich der Kutscher gebracht hatte, Helene aber war, wie ich erfuhr, von dem Edelmanne halb todt aufs Pferd genommen und weggeritten worden. Kein Mensch als ich, wußte, wer der Mann gewesen war. Um mich nicht neuen Weitläuftigkeiten und Verdrießlichkeiten auszusetzen, affectirte ich, daß ich ihn gleichfalls nicht gekannt hätte, und da ich bald vernahm, daß der Schurke vom Wirthe in L. meines verschiedenen Stubenburschens Geschmiere, das ich mitzunehmen schändlicher Weise vergessen, hierher geschikt habe, so machte ich mich, des Schmerzens, den mich meine Wunde fühlen ließ, ungeachtet, nach einem dreytägigen Aufenthalte zu Sommerhayn, ganz sachte davon, und schlich mich hierher.

Da sitze ich nun krank und elend, habe keinen Heller Geld, und darf mich nicht einmahl vor meinem Vater sehen lassen, der, wie ich leicht vermuthen kann, sehr gegen mich wird aufgebracht seyn. Sieh doch, daß Du entweder die T. oder die H. um etwas prellst. Sag ihnen, daß ich auf meiner Reise nach Liefland krank geworden sey, und nun ohne alle Unterstützung da liege, und suche ihr Mitleiden gegen mich rege zu machen. Wirst Du das thun, Brüderchen? O, versage mir Deinen Beystand nicht! Du bist

ja

ja der einzige, an den ich mich noch wenden kann. Ich bin u. s. w.

Hundert und siebender Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Hofrath Baumann zu Hohenzell.

Helene wird nun, lieber Herr Hofrath, bald zu ihren Aeltern zurükkommen, so viel habe ich erfahren; wie aber ihre Entführungsgeschichte lautet, ist mir noch unbekannt. Das weiß ich indessen, daß ihr Herz vermuthlich vergeben ist, und zwar an denjenigen, der sie in ihr väterliches Haus zurükbringen wird. Denn sie hat bey ihren Aeltern zur Bedingung ihrer Zurükkunft gemacht, daß sie ihrem Begleiter vergeben möchten. Wer aber dieser Mensch sey, davon sagen meine Nachrichten noch zur Zeit nichts. Vermuthlich ist also auch dann keine Hoffnung da, daß Ihre Liebe glüklich seyn werde, wenn auch Helene wieder in ihr Haus zurük gekehrt seyn wird. Ich kenne Ihre Anhänglichkeit an dieß Frauenzimmer, und bedaure Sie deshalb im Voraus. Mir ist bekannt, wie wenig Vorstellungen bey demienigen fruchten können, dessen sich die Liebe bemächtiget hat, außerdem würde ich nicht er-

 man-

mangeln, eine große Vermahnungs- und Trostpredigt anzuheben. Ich unterlasse also alle Anmahnungen, Helenen zu vergessen, und erinnere Sie nur bey dieser Sache an Ihre eigene Philosophie. —

Als etwas, mir sehr auffallendes, muß ich Ihnen melden, daß einer von den Inquisiten, die ich in meinen Gefängnissen habe, einen kurzen, aber sehr schönen Brief an mich geschickt hat, worin er mich bittet, daß ich ihm, mir seine Schiksahle schriftlich eröffnen zu dürfen, erlauben, und ihm deshalb Papier, Feder und Dinte zukommen lassen möchte; denn seine Zuschrift an mich hatte er mit einem Stükchen Fensterbley auf ein kleines Papierchen mühsam schreiben müssen. Die Art, mit der sich dieser Mensch gegen mich ausgedrükt hat, läßt mich vermuthen, daß er von gutem Stande und guter Erziehung, und daß etwas besonders in seiner Geschichte verborgen sey; ich habe daher keinen Anstand genommen, ihm alles, was er gebeten hat, zu verwilligen, und werde mit weiterer Untersuchung anstehn, bis ich seine Nachricht erhalte. —

Sollte man wohl glauben, daß unter solcher Gesellschaft, in der dieser Mensch eingebracht worden ist, solche Leute anzutreffen wären,

ren, wie dieser Inquisit aller Wahrscheinlichkeit nach ist? — So bald ich die versprochene Erzählung werde erhalten haben, gebe ich Ihnen weitere Nachricht davon, denn ich weiß, daß Ihnen dieß eine Zerstreuung verschaffen wird, die ich unter Ihren ietzigen Umständen für sehr nothwendig ansehe. Leben Sie wohl!

Hundert und achter Brief.

Der Commissions-Rath Redlich zu Waldflur an Karl Lindenfeld zu Arnswalde.

Was wird das Ihnen für eine Nachricht seyn, Freund, wenn ich Ihnen melde, daß die so nahe Hoffnung zu Ihrer Versorgung abermals vereitelt ist? — Aber, Lieber, zürneu Sie nicht, die Fehlschlagung dieser Hoffnung ist auch zugleich mit meinem Unfalle verbunden, oder vielmehr: mein Fall bewirkt den Verlust Ihrer Hoffnung. Denken Sie, ich bin abgesezt — meiner Stelle, und aller meiner Einkünfte beraubt, und Gott weiß es, warum: ich nicht. Ein Landesherrliches Rescript hat diese meine in Zukunft traurige Lage bestimmt, und die Stelle, zu der Ihnen meine Fürsprache verholfen hatte, ist bereits an einem andern — ach sehr Unwürdigen! vergeben worden. — So sehr ich geübt bin, alles

les zu ertragen, was unvermeidlich ist, so bin ich doch durch dieß ganz unerwartete Schiksahl betäubt, und weiß kaum mich aufzurichten. Um aber meinen, mir unbekannten, Feinden keine Gelegenheit zum Hohnlächeln über meinen niedergeschlagenen Muth zu geben, bin ich sogleich von Uttenhof weggegangen, und bin nun hier bey meinem Schwiegervater. — Ich bedaure Sie, bedauern Sie auch mich, und rechnen mir nichts zu! Mit meinem Wissen gebe ich zur Veränderung meines Schiksahls keinen Anlaß, und eben so wenig zu dem Verlust Ihrer Hoffnung! — Gott sorge für Sie — ich kann es nun nicht mehr; ich bin selbst Hülfe bedürftig. Leben Sie wohl! —

Hundert und neunter Brief.

Simon van der Hardt zu Buchau an seinen Gerichtshalter Günther Kottwiz zu Reinstein.

Sollten Sie es wohl glauben, daß ich den Vogel unvermuthet gefangen habe? Ja, sie ist in meinen Händen! Es war ein sonderbahrer Zufall. Ich ritt auf ein Duell aus, und sie begegnete mir unterwegs mit dem Schurken vom Theologen, der mich so schändlich betrogen hat. Beyde fuhren gar gemächlich in einer Kutsche

da=

daher. Ich erkannte den Hundsfott beym ersten Anblik und Sie können leicht denken, daß ich nicht lange angestanden habe, ihm aus meinen Pistolen eine Kugel auf sein Halunkenfell zu feuern. Der Knabe schmiegte sich gleich zusammen, und lag da, wie ein getretener Regenwurm. Ich ließ ihn in seinem Blute liegen, nahm Helenen aufs Pferd und ritt immer mit ihr fürbas.

Stellen Sie sich meine Freude vor, ein Mädchen, das ich so sehr wünschte, so unvermuthet in meiner Gewalt zu haben, und dabey die süße Vorstellung der genommenen Rache zu empfinden! — Ich hatte mir erst vorgenommen, Helenens Ohnmachten, in die sie einmal über das andere fiel, zu nutzen, und mich bey der ietzigen Unmöglichkeit eines Widerstandes des ganzen Genusses ihrer Person anzumaßen; ich weiß aber nicht, was mich von Ausführung dieses Vorsatzes abhielt. Ob es Mitleiden über ihre Unbäßlichkeit war, oder der Gedanke, diesen schön lang gewünschten Genuß auf eine bequemere Gelegenheit zu versparen; kurz, es geschah, was ich mir selbst kaum glauben kann: Helene kam dieß Mahl ganz unangetastet aus meinen Händen. Ich habe sie bald auf eine gute Art unterzubringen gewußt, und bin nun in dem ungestörten Besitze desienigen Kleinods,

das

das ich so mühsam suchte, und das mir ein bloser Zufall verschafft hat.

Die Freude über diesen Fund ließ mich das vorgenommene Duell vergessen, das ich meinem Gegenpart vor der Hand sogleich aufsagte. Ich denke auch, ich werde ihm keinen Possen damit erwiesen haben. Zurükkommen kann ich aber nun so bald nicht, suchen Sie daher nochmals für mich um Verlängerung meines Urlaubs auf einige Monate nach, und wenn Sie ihn erhalten haben, so berichten Sie es mir hierher. Ich bin u. s. w.

Hundert und zehnter Brief.

Hans von Frankenberg zu Frankenberg an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Wie viel habe ich Ihnen zu klagen, lieber Freund! Meine Leiden haben nicht ab, sondern zugenommen! Ach Gott! ich habe ein böses ganz nicht zu verbesserndes Weib. Ich glaubte immer sie noch zu gewinnen, habe alles gethan, um ihr Herz an mich zu ziehen, aber alles umsonst. —

Lange habe ich den Ursachen, welche sie zu dem unleidlichsten Betragen gegen mich vermogten, nachgespürt und nichts entdekt; endlich habe

habe ich denn doch herausgebracht, daß die Eifersucht es ist, die mich und mit mir zugleich mein Weib unglüklich macht. Aber, lieber Herr Pfarrer, nicht etwa eine gegründete Eifersucht — denn Gott weiß! daß ich hierbey ganz unschuldig bin — sondern nichts als Einbildung regiert meine Gattinn. Ich darf keinem Mädchen und keinem Weibe freundlich danken, wenn sie mich grüßt, oder mit ihr reden, wenn sie in Geschäften bey mir ist, ohne mich Beschuldigungen des Ehebruchs und der Hurerey auszusetzen. —

Und wenn ich denn nun noch den Trost hätte, daß mein Weib aus Liebe eiferte, dann wollte ich ia das Ungemach noch tragen! — Das ist es aber nicht, denn alle ihre übrigen Handlungen geben zu erkennen, daß sie nichts weniger als zärtliche Liebe gegen mich hegt. Sie verunglimpft mich bei iedem, der ihr Gehör gibt, steht meinem Haushalte schlecht vor und zeigt bey ieder Gelegenheit, daß sie keine Achtung gegen mich hat.

Und so sehr sie mein Betragen gegen irgend ein Frauenzimmer beobachtet und bey der geringsten Freundlichkeit, mit der ich auf die Unschuldsvollste Weise mit ihr rede, in Harnisch gebracht wird; so wenig glaubt sie selbst Ursache zu haben,

sich

sich freier Aeußerungen gegen andere Mannsperso-
nen zu enthalten. Sie hat mir, wäre ich nur einiger
Maßen ihrer Gesinnung, viel mehr Ursache zur
Eifersucht gegeben, als ich ihr und überhaupt,
wenn sie hundert andere Männer hätte, so lief
die Sache übel ab.

Was soll ich thun, Bester? — Soll ich
auf die Scheidung klagen? — Ja, lieber Gott,
wenn es bey unsern Consistoriis nicht so wun-
derliche Grundsätze gäbe! Nach unsern Reli-
gions-Principien ist die Ehe kein Sacrament,
aber im Consistorio ist sie's noch. Mag doch im-
mer ein armer Mann von einem nichtswürdigen
Weibe todt gemartert werden, wenn die hochbe-
rühmten zwey oder drey Hauptursachen zur Schei-
dung nicht vorhanden, oder wenigstens nicht ganz
offenbar erwiesen sind, so wird der arme Lei-
dende zur Ruhe verwiesen, und wenns recht gut
geht, so folgt einstweilen eine Trennung von
Tisch und Bett, das heißt das Ungeheuer, das
ihn quält, wird zwar auf kurze Zeit von ihm
entfernt, aber er muß diese kurze Ruhe, wegen
der Alimentation, die ihm auferlegt wird, mei-
stentheils mit dem Umsturz seines ganzen Ver-
mögens erkaufen. Denn, wie kann in den
mehresten Fällen ein Mann, der nun fremde
Menschen zu Besorgung seines Haushalts bey

sich

sich haben und gleichwohl ein Weib alimentiren muß, bestehen? — Und wenn denn nun noch das Ding nicht lang dauerte, so möchte es ia wohl angehn! Aber wenn der arme Mann auf ein Jahr von seiner Xantippe auf solche Art getrennt ist, so wird er nach Verfluß dieser Zeit, abermals auf die nähmliche Art geschieden und wenn alles recht gut geht, das heißt, wenn es einmal zur gewöhnlichen Scheidung kommt, so ist der arme Mann am Ende ruinirt.

Drum wäre ich eben nicht geneigt, beym Consistorio Hülfe zu suchen und säh lieber, mein Weib wäre noch umzuwenden! Vielleicht vermöchten Zuredungen noch etwas bey ihr und ist iemand in der Welt im Stande, dergleichen zu bewirken, so dächte ich, wären Sie es! Wollten Sie mir nicht die Gefälligkeit erweisen und mich auf kurze Zeit besuchen, um die Ruhe meines häuslichen Glüks herzustellen? — Durch Ihren Zuspruch kämen vielleicht die Ungeheuer ans Licht, die meine Ruhe vergiften, und — wäre es einmal so weit! — wie leicht wäre denn mein Weib, bey meiner Unschuld, von dem Unrecht zu überzeugen, das sie mir anthut! Ach kommen Sie ia! — Ihr u. s. w.

Hundert und eilfter Brief.

Der Advocat Körner zu Mühlstrom an Mariane Nagelinn zu Wolkenberg.

Ich bedaure Sie herzlich, liebe Mariane. Es muß allerdings sehr schmerzhaft seyn, wenn unsere beste, liebste und — lezte Hoffnung so zu Grabe getragen wird! Doch getrost! Ist Ihnen nur um einen Mann zu thun, der Sie, wie man zu sagen pflegt, unter die Haube bringt und Ihnen Unterhalt verschafft, und sind Sie sonst nicht eigensinnig darin, ob ihr Liebster von starkem oder schwachem Verstande ist: so kann ich doch noch das Glük haben, Ihren Ehestandsheißhunger zu stillen.

Was meinen Sie, ich habe hier einen reichen Mündel, dem es an weiter nichts in der Welt fehlt, als am gesunden Menschenverstand; wollten Sie Sich wohl entschließen diesem Ihr zum priesterlichen Kreuze so oft umsonst ausgehängtes und so lange um den Spruch „Was Gott zusammen gefüget hat" vergeblich seufzendes Herz zukommen zu lassen?

— Ich sollte freylich an ein Frauenzimmer, das dem Heyrathen so feyerlich, wie sie in Ihrem Briefe an mich, entsaget hat, keinen solchen Antrag thun: aber ich kenne dergleichen

Re-

Resignationen zu gut, als daß ich sie für wahren Ernst halten sollte. Solche Renunciationen auf das ehliche Glük haben immer ihren Ursprung einer kleinen Verzweiflung an ein eheliches Unterkommen zu danken, und so bald wieder ein Anschein zu einer solchen Verbindung da ist, so weicht die Verzweiflung und mit ihr auch das Vorhaben einer so viele Ueberwindung kostenden Verzicht. Ich hoffe, das wird bey Ihnen auch so seyn, und es ist auch ganz recht. Der Fuchs sagt ia auch in der Fabel von den Trauben, die ihm zu hoch hingen, daß sie sauer wären, und entsagt ihrem Genusse, nur deswegen, weil sie ihm zu hoch sind. Sie verachten und verreden den ehelichen Stand ia auch nur deswegen, weil er Ihnen schwer zu erreichen scheint; ändert sich dieses ab, so wüßte ich nicht, warum sich nicht auch Ihr Vorsatz abändern sollte. —

Also im Ernste! Wollen Sie meinen reichen Mündel mit seiner Dummheit zum Manne haben, so ist ihre Versorgung gewiß. Denn wenn Sie Sich einmahl dafür erklären werden, so weiß ich schon die Sache einzurichten, daß er sie bald zum Altar führen soll. Verliebt ist er genug, und Ihre Praxis in dergleichen Angelegenheiten verspricht mir, daß Sie ihn bald

einnehmen, und wenn es möglich seyn sollte, noch zu einem größern Narren machen werden, als er schon ist. Das bedinge ich mir aber aus, Sie müssen Sich dahin bemühen, daß mir bey Ablegung der Vormundschaftsrechnung das Leben nicht schwer gemacht wird, denn das wäre gar ein schönes und feines Lied, wenn nach den Principiis eines hochpreißlichen Obervormundschaftsgerichtes über mich abgesprochen werden sollte. Den Maasstab, den die Leute — aber freylich nur denn, wenn sie kein Interesse dabey haben — gewöhnlicher Weise annehmen, den kann wahrlich! kein rechtschaffener Vormund, als legitim anerkennen. So ein vertrakter Knabe macht seinem Curator blutsaure Mühe und wenn sich lezterer mit dem Fas begnügen sollte, so möchte der Satan in der Hölle Vormund werden. — Also Mariane! seyn Sie klug und suchen mir meine Rechnungs-Abnahme zu erleichtern. Haben Sie den Burschen einmahl, so ist mein Verdienst wahrlich groß um Sie.

Beym Teufel, wenn man ein Frauenzimmer noch so vor dem Thorschlusse zum ehrbaren Ehestand befördert, so hat man doch wohl Dank zu hoffen! Wenigstens so viel, als der Arzt, der einen abgelebten Greis aus einer, den Tod dro-

drohenden, Krankheit hilft. Denn ist das weniger, eine den ersten Schritt ins ewige Jungferngrab thuende zurük, und in den Zirkel der Frauen zu führen? Hören Sie Mariane! hätte ich dergleichen Gelegenheiten mehr, wo ich, so in Agone liegende Jungferschaften noch zur rechter Zeit ermuntern könnte, ich wollte meine ganze Praxin niederlegen! Denn der alten Jungfern, die gar zu gern sich noch zur Uebernahme des Priesterlichen Kreuzes zum Altar führen und sich durch Christliche Copulation zur Ehefrau signiren lassen möchten, sind überall so viel, als wie der Teufel in ienen Besessenen. Wenigstens kenne ich hier zu Lande eine Menge derselben mit und ohne Federbüschen auf den Köpfen.

Wenn Sie klug sind, so erkennen Sie das Glük, das ich Ihnen anbiete. Antworten Sie mir nächstens, sodann soll in der Sache ferner ergehen, was Recht ist.

Hundert und zwölfter Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Wie gut ist es, liebe Tochter, daß Du der Einladung Deines Vaters nicht gefolgt bist! So hast Du doch die Schmerzen der äußerst betrogenen

nen Hoffnung nicht mit uns in so vollem Maaße tragen müssen. Ach, unsere Helene ist uns wieder entrissen! Auf dem Wege zu uns, den sie mit einer ihr entgegen geschikten Kutsche angetreten hatte, ist sie von einem Fremden überfallen, ihr Begleiter verwundet und sie selbst von ienem entführt worden. Stelle Dir die Empfindungen vor, die uns gefoltert haben, als wir bey Ankunft der Kutsche vor das Haus heraus sprangen, um unsere Tochter mit Thränen der Freude zu empfangen, und dann — nicht Helenen, sondern einen blutenden Fremden im Wagen fanden! Schon dieser Anblik überzeugte uns von einem traurigen Vorfalle, und der Kutscher bestätigte bald unsre Vermuthung, indem er uns erzählte, was mit Helenen vorgegangen war. Der Fremde, der sie überfallen hat und den er für einen Officier hielt, hatte ihn durch seine Leute gleich außer Stand setzen lassen, sich zur Gegenwehr zu stellen, und da hierauf auch den Begleiter Helenens eine, mittelst eines Pistolenschusses erhaltene Wunde zur Erde strekte, so mußte sich unsere halbtodte Helene gefallen lassen, daß sie auf das Pferd des Fremden geschleppt und von ihm weggeritten ward.

Nun empfinden wir den Verlust unserer Tochter tiefer als iemals. Die Hoffnung zur Wieder=

dervereinigung mit ihr so nahe zu haben, und dann darin betrogen zu werden — o das geht über alles! —

Wir wissen nicht einmahl, wie es mit ihrer ersten Entführung zugegangen ist, denn ihr Begleiter, der uns alles hätte erzählen können, hat sich, wir wissen nicht aus welchem Grunde, ohne Abschied von uns weg gemacht. —

Ach, es wäre besser gewesen, wir wären noch in der ersten Ungewißheit — Doch was hilft alles Klagen! Ich wundre mich auch, wie wir bey den vielen traurigen Schiksalen, die uns betroffen haben, nicht so hart geworden sind, daß uns endlich alles gleichgültig wird. Das kommt aber daher, daß das menschliche Herz sich immer selbst mit neuen Hoffnungen täuschet, und so begierig ist nach iedem Schatten von Besserung seiner Umstände zu greifen und aus iedem, auch dem geringsten, Anscheine Trost zu schöpfen. Und ie öfter man denn gewahr wird, daß man betrogen ist, desto größer wird der Schmerz. Hoffnung soll immer, nach der angenommenen Meinung der Menschen das seyn, was uns unser Leben erleichtert; aber ich behaupte aus Erfahrung, daß der Mensch, der ganz ohne Hoffnung ist, sich glüklicher befinde, als der, der Erwartungen hat, die ihn hintergehen. Aber was re-

de ich! Ist irgend in der Welt ein Mensch, der keine Hoffnung hätte, wenn er nur welche haben will! Und wäre denn auch auf Gottes weitem Erdboden keine für ihn da, so behält er doch immer die, daß es jenseits des Grabes besser mit ihm werden wird! Der Gedanke an eine bessere Welt kann und muß ihn aufrichten, wenn ihn auch alles, alles verlassen wollte, und es gibt kein Unglük, das durch den Gedanken: „Hinter dem Grabe wird es helle seyn," nicht überwunden werden könnte.

Wenn ich muß auf Dornen gehn
In dem dunkeln Thal der Leiden
Und mein Fuß auf steilen Höhn
Eines schwarzen Schiksals gleiten;
Was schafft, daß die rauhe Bahn
Ich so Muthvoll wandern kann?

Hoffnung auf die beßre Welt
Ist der Stab, woran ich gehe,
Wanken meine Knie, so hält
Er mich, daß ich feste stehe;
Und, auf ihn gestüzt, dräng' ich
Freudig durch die Dornen mich.

Lieg ich oft gekrümmt im Staub,
Hingestürzt von meinen Feinden,
Find bey meiner Ruhe Raub,
Keinen Retter unter Freunden;

Dann

Dann blik ich zur Stätte hin
Wo ich ohne Feind einst bin.

Kränkt mich der, für den mein Herz,
Ihn zu retten, bluten würde,
Und erschwert durch Höllenschmerz
Meiner matten Schultern Bürde;
Thu' ich auf der Selgen Glük,
Mich zu stärken, einen Blik.

Wenn der Freund, dem ich so gern
Freuden machte, mich nicht schonet
Und, von Gegenliebe fern,
Meine Lieb mit Undank lohnet;
Dann erwart' ich meinen Lohn
Freudig vor des Mittlers Thron.

Thürmt Gefahr und Unfall sich
Ueber meinem Haupt zusammen,
Stürzen Wasser-Fluthen sich
Um mich her — drohn Feuer-Flammen;
Nichts erschüttert mein Gemüth,
Wenn's auf iene Scenen sieht!

Reißt der Tod ins frühe Grab,
Die ich lieb, von meiner Seiten,
Wisch ich bald die Thränen ab,
Denn ich weiß, bald werden Freuden
Der Vollend'ten uns gemein,
Und wir nie getrennet seyn.

 Und

Und wenn mich der Tod einst ruft
Von dem Schauplaz dieser Erde,
Geh ich freudig in die Gruft,
Denn durch ihren Eingang werde
Ich zur Selgen Wohnplaz gehn —
Meinen Schöpfer — Mittler sehn.

Ich breche ab, und lege meine Hand auf meinen Mund. Lebe wohl, liebe Aemilie, und da ich Dich vor Deiner Abreise nach Nordenheim nicht wieder sprechen werde, so wünsche ich Dir Glük zur Veränderung Deiner und Deines Mannes Umstände.

Dein Vater grüßt Dich, und ich bin u. s. w.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Ernestine Lauer zu H. an den Professor Müller zu J.

Auch ich habe Sie vom ersten Augenblikke unsrer Bekanntschaft an geschäzt, und ich würde nie von meinen Gesinnungen abgegangen seyn, wenn Sie nicht selbst Gelegenheit dazu gegeben hätten. Und die war Ihre Religionsspötterey. Ein Mann, der über die wichtigsten Lehren unsers Glaubens zu spotten vermag, von dem hoffe ich nie eine dauerhafte redliche Denkungsart. Nennen Sie diese meine Aeußerung Aberglauben, oder wie Sie wollen; bey mir ist sie Ueberzeugung. Dieß also,

da ich doch sonst so stark war. Alle meine ehemaligen Trostgründe glitschen an meinem Herzen ab, wie das Wasser, das die Spritze an ein brennendes Haus schleudert. O meine Leiden sind unaussprechlich! Ich fühle keine innre Ruhe mehr wie sonst, alles sehe ich in schwarzer Gestalt. Ach daß mein Ende bald herannahen wollte! Ich wünschte dieß nie, aber iezt ist es der erste Wunsch, der einzige Gedanke, der mich tröstet — der Gedanke, daß eine Vorsehung, eine göttliche Vorsehung über uns wacht, ist aus meinem Herzen vertilgt und ich bin nahe dabey, über die zu spotten, die ein Aufsehen Gottes über seine Menschen glauben. — Vergib, Vater im Himmel! — ach, mein Herz sagt mirs, daß ich fehle! — mir, deinem leidenden, unaussprechlich leidenden Geschöpfe. —

Gute Mutter, wie weh wird Ihnen seyn! — Aber kann ich ruhig werden? — Stellen Sie sich meine traurige Lage vor, ganz wie sie iezt ist, und Sie werden meinen Mißmuth entschuldigen. Mich auch dann entschuldigen, wenn dieser Mißmuth noch höher steigt. — Wäre ich doch noch bey Ihnen, und hätte nie mich zu einer ehlichen Verbindung entschlossen. —

— Ich muß schließen, um meinen gehäuften Schmerzen durch Thränen Luft zu schaffen. Leben Sie wohl!

Hundert und funfzehnter Brief.

Der Hofrath Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Glauben Sie, daß Helene noch immer so fest in meinem Herzen ist, wie vorher? — Ja! weder Entfernung noch Zeit, noch auch die zweifelhaften Nachrichten von ihr, haben meine Gesinnungen zu verändern vermogt. Ich liebe Sie noch immer so zärtlich als iemals, ob es gleich gut wäre, wenn der Gedanke an ihr aus meinem Herzen verbannt wäre. Denn mein Bote hat nicht viel ausgerichtet und wenn gar wahr ist, was ich, nach eingezogener Erkundigung, erfahren habe, daß Helene, um zu ihren Aeltern zurükzukehren, auf dem Weg gewesen und von einem ihr aufgestoßenem fremden Officier, nachdem er ihren Begleiter vorher verwundet und zur Gegenwehr untüchtig gemacht hatte, auf das Pferd genommen und abermals entführt worden ist; so wäre es wohl Zeit, lieber Amtmann, wenn ich das Mädchen aus meinem Kopfe schaffte! Aber wie ist das anzufangen?

Ein kalter Mann, der von einer heftigen Liebe nichts weiß, würde mir viele Mittel, wie ein solches Andenken zu verlöschen sey, vorzuschreiben wissen; nur ist es Schade, daß dergleis

gleichen Reflexionen auf ein, von Leidenschaften gefesseltes Herz schlechterdings keinen Eindruk machen. Ich weiß alles, was man sich selbst in dergleichen Sachen vorzustellen sucht, aber es fruchtet nichts. Ich behaupte, daß überhaupt die Vernunft nie gegen eine Leidenschaft etwas vermag, wenn ihr nicht die Zeit zur Hülfe kommt, die eigentlich der einzige Arzt ist, der hier helfen kann. Dann aber hat es auch nicht die Vernunft gethan, und man schreibt die Heilung irrig ihren Gründen zu. Bey mir wird also auch nur der goldne Finger der Zeit das Feuer auslöschen, das in meinem Busen lodert. Wenn ich nur erst einmal wieder an etwas außer Helenen Geschmak fände, das mich etwa ableiten könnte: noch finde ich das aber nirgends. — Doch genug davon! Warum sollte ich einem dritten Manne mit meinen Grillen beschwerlich seyn! —

Wenn Sie die Nachricht von Ihrem Inquisiten erhalten, so seyn Sie ia so gut, mir solche mitzutheilen. Ich bin sehr neugierig darauf. Warum ich Sie aber noch mehr bitte, ist, daß Sie mich bald besuchen. Ich brauche wahrlich iezt einen Freund, hier wissen Sie wohl, habe ich dergleichen nicht. Leute genug, die mir bey ieder Gelegenheit mehr Offerten machen, als ich

nur

nur mit Danksagungen hinlänglich zu bestreiten wüßte, aber ein warmer Freund, wie Sie sind, mangelt mir. —

Ueberhaupt ist mir mein Leben hier ganz zuwider. Da muß ich mich immer unter gepuzten männlichen und weiblichen Puppen herum treiben und finde doch unter meinen faden Gesellschaftern nicht das geringste, was mein Herz, auch nur auf kurze Zeit, beruhigen könnte. Und was mir die Gesichter von sogenannten Frauenzimmern fatal sind, das können Sie nicht glauben! Da weisen sie sich mit ihren beschweiften Köpfen und bebänderten Anzügen um einen herum, wie der welsche Hahn mit seinen aufgespreißten Federn, so, daß man das Pf dieser Thiere deutlich zu hören glaubt, und ahnden gar nicht, daß sie in ihrem abgeschmakten Anzüge einem gescheiten Manne unerträglich sind. Wenn man sie von hinten ansieht, so hat man Mühe zu glauben, daß unter einem solchen Gewande ein Mensch verborgen sey und würde — wenn es zumals Schnee gibt — leicht auf die Gedanken gerathen, ein zur Schlittenfahrt gepuztes Roß vor sich zu sehen. — Und wenn noch die Betrachtung dazu kommt, daß die eine von der Natur so verwahrloset ist, daß auch der beste Staat nichts aus ihr machen kann, daß der Anzug der andern ein

Hülfs-

Hülfsmittel seyn soll, zu früh verschwendete Reitze zu ersetzen, und daß die dritte mit ihrem Herrn Gemahl Hunger leidet, um sich mit dem herkömmlichen Putze behängen zu können — dann, lieber Amtmann! — ich möchte zu fluchen wissen, um Ihnen meinen Ekkel recht deutlich zu beschreiben.

Das ist's aber noch immer nicht alles. Nun kommt noch eine nachgeahmte hochadeliche Etikette dazu. Denn obgleich weder innerhalb noch außerhalb der Mauern der Stadt sich ein ehrlicher Mann auftreiben läßt, der ein von vor seinem oder seiner Voraltern Nahmen in irgend einer Schrift aufweisen könnte, so wird doch das Ding quasi ad modum Minelii so getrieben, daß die Paar Leutchens von Distinction, wie sie sich tituliren, sich zusammen verbinden und sonach unter sich eine hochadeliche Bank vel quasi formiren, die andern aber, — man beliebt diese „Personen von geringer Extraction“ zu nennen, würde sie aber, wenn es möglich wäre, lieber bürgerliche Canaillen heißen — wenn sie auch ehrliche und gute Leute sind, aus ihrem Zirkel verbannen und wenn sie ja durch ein Ungefähr zu ihnen verschlagen werden sollten, lieber sogleich die Gesellschaft meiden, als sich durch den Dunstkreis einer solchen Person verunreinigen lassen. —

Gott, wie lieb ist mir erst Helene bey den von mir gemachten Bekanntschaften geworden! Der größte Puz des Mädchens war ein blaues Band um ihre leicht zusammen gebundenen Haare und eine darein gewundene Blume. Wie sie so herrlich aussah in diesem einfachen Schmuk! — Alle ihr bebänderten und befederten Maschinen seyd nichts gegen ein so ländlich, aber natürlich geschmüktes Mädchen! Aber freylich ihr glaubt Puz zu bedürfen, Helene glaubte nicht Puz nöthig zu haben. —

Doch ich breche ab und bitte Sie nochmahls um einen Besuch.

Hundert und sechzehnter Brief.

Charlotte Rothinn zu Sternheim an Aemilie Lindenfeld zu Arnswalde.

Mit wahrer und inniger Betrübniß habe ich erfahren, daß Ihre so lachende Hoffnung zum Unterkommen abermals dahin sey. Ach, daß es mir möglich wäre, Ihre Wünsche in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen! Dieß kann ich aber leider nicht! Doch biete ich Ihnen, liebe Freundinn, mein Haus als einen immerwährenden Zufluchtsort an! Sie können bey mir leben, denn, Gott

Gott sey Dank! mein Mann hat ein so beträchtliches Auskommen, daß es uns ein Vergnügen seyn muß, eine Gesellschafterinn des Lebens bey uns zu haben. Entschließen Sie sich kurz! Lassen Sie Ihrem Manne die Freyheit, die er so oft wünschte, weiter zu gehen, und sich ein Plåzchen zum Aufenthalte auszusuchen, und bleiben Sie indessen bey uns. Es soll Ihnen nichts abgehen, und ich sowohl als mein Mann, werden mit allen Kräften suchen, Ihr Leben zu erleichtern. In dortiger Gegend ist es nun doch wohl umsonst, an eine neue Versorgung für Ihren Mann zu denken. Immer folgen Sie seinem Einfalle. Schon oft fand ein Mann, den sein Vaterland verachtete, außer demselben sein gutes Glük, und zuweilen ist es Fügung der Vorsehung, wenn wir durch allerhand widrige Begebenheiten genöthiget werden, die Fremde zu suchen.

Sie werden mir eine unendliche Freude machen, wenn Sie meine Bitte statt finden lassen. O thun Sie es, Liebe!

Ich bin u. s. w.

Hundert und siebzehnter Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Commissions-Rath Redlich zu Waldflur.

Ich bin glüklich mit meinem Weibchen hier angekommen, und genieße die seligsten Freuden einer unbeschreiblich glüklichen Ehe.

Wie danke ich Ihnen so innig für das Geschenk Ihrer Tochter! O lieber Vater — wären alle Verbindungen so außerordentlich befriedigend, so, dächte ich, müßte der Himmel auf Erden seyn. An der Seite einer solchen Gattin leben, die in ieder Miene, mir gefällig zu seyn und ihre zärtliche Liebe zu bezeigen, sich bemühet, deren Wunsch ist, was ich wünsche, deren Wille ist, was ich will, die bey dem Anbruche ieden Tages auf den Pfad meines Lebens Blumen vor meinen Schritten hinstreuet — o über dieses Loos geht kein Glük eines Sterblichen! Dank, o Gott! Dank aus dem Innersten meines Herzens, sey dir für das heiligste Geschenk deines Vatersegens, bis an den lezten Hauch meines Lebens gebracht. Erhalte mir dieß Kleinod menschlicher Glükseligkeit, und laß mich nie vergessen, welches Glük es ist, ein gutes Weib zu haben!

Nichts würde meine Tage trüben, wenn ich nicht die unangenehme Nachricht von der Verän-

derung

derung Ihrer bisherigen Lage hätte hören müssen, davon ich keine Gründe einzusehen vermag. Dies schwärzt den sonst so heitern Tag meines Lebens. Gewiß ist Ihre Veränderung der Verläumdung eines unbekannten Feindes zuzuschreiben. O daß es doch Ungeheuer geben muß, die Wollust empfinden, wenn sie der Redlichen Wohlstand an der Wurzel zernagen können! — Doch Geduld, lieber Vater, Männer, wie Sie, blieben noch nie ganz unterdrükt. Oft mußte ein ungefährer Zufall die Einsetzung in ihre alten Rechte veranlassen. Ich bin überzeugt, daß man über kurz oder lang auch das Ihnen angethane Unrecht einsehn, und gut machen wird. Sie werden schon wissen, den Ursachen nachzuspüren, die Sie in die Ungnade Ihres Herrn brachten, und es wird Ihnen dann leicht seyn, Ihre Ehre zu retten. Ich wünsche, daß dieß bald, recht bald erfolgen möge. —

Meinen Vater habe ich, Ihrem Verlangen gemäs, durch einen langen und kindlichen Brief zur Versöhnung bewegen wollen: aber umsonst. Mit Hartherzigkeit hat er mir geantwortet, mir geflucht und mir geradezu geschworen, daß er sich mit mir nie, auch wenn ich es auf dem Todbette verlangen sollte, aussöhnen und in Zukunft von mir keinen Brief mehr annehmen würde.

de. Dieß Verfahren hat mich sehr gekränkt, doch bin ich iezt darüber weg. So wenig ich den Fluch eines Vaters ertragen könnte, zu dem ich Gelegenheit gegeben hätte, so ruhig bin ich bey den unverschuldeten Verwünschungen desselben. — Ist eine Liebe, wie die meinige, eine Ursache der väterlichen Entziehung? — Gewiß nicht! Also sey es immer, daß ich nun denken muß, keinen Vater mehr zu haben! Ist es doch nicht meine Schuld. Wohl mir, daß ich die Freude einer glüklichen Ehe schmekke, dies ist mehr, als alles andere, was der Mensch sonst Glük nennet!

Das darf ich Ihnen nicht erst sagen, daß ich Sie mit offenen Armen empfangen werde, wenn es Ihnen gefällig seyn sollte, Ihren ietzigen Aufenthalt mit meinem Hause zu vertauschen!

Ich bin u. s. w.

Hundert und achtzehnter Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Mein Leben hat einen neuen Zuwachs von Jammer erhalten. Meine Helene war schon auf dem Wege zu mir, und ist mir abermals entrissen worden, und dieß ist nicht genug, mein Schwieger-

gersohn hat die Hoffnung auf eine Versorgung eingebüßt! O daß des Jammers kein Ende werden will! — Doch ienseits des Grabes wird es desto besser seyn, dann werde ich einen lichten Pfad wandeln, den nie eine Wolke des Trübsals trüben und wo kein Dorn meinen Fuß verwunden wird. Und wie nah ist die Hoffnung allem menschlichen Ansehen nach, daß mich das Grab bald dahin führen wird!

Sie erhalten hier den Rest meiner Lebensbeschreibung, den ich unter Vergießung vieler Thränen über die Fortdauer meines unglüklichen Schiksals vollendete. Sie werden finden, daß ich viel mehr, als sonst kaum hundert Menschen, gelitten und erfahren habe. Nun ist das alles überstanden! Ich wünsche iedem Menschen ein glüklicheres Loos, und bitte Gott um Ihr und Ihrer mir so verehrungswürdigen Familie vollkommenes Wohl.

Fortsetzung der Lebensbeschreibung des Pfarrer Müllers zu Sommerhayn.

Als ich früh in der Höhle erwachte, sah ich den Mann, der am vorigen Abend mit mir so freundlich redete, am Tische sitzen, und in einem Buche lesen; bey der ersten Bewegung aber, die ich machte, verbarg er dieses Buch im Boden der Erde. Ich that nicht, als ob ich etwas bemerkt hätte, stand auf und wünschte ihm einen guten Morgen. Er reichte mir freundlich die Hand, und fragte mich, „wie ich geschlafen hätte.“ Ich antwortete ihm, „gut, aber darf ich sie bitten“ fuhr ich fort, „mir zu sagen, in welchen Händen ich bin?“ Er versicherte mir, daß ich nichts böses zu befürchten hätte, aber ich bemerkte bey dieser Zusage Thränen in seinen Augen. Dieß machte mich furchtsam. Er nahm dieß wahr, und, indem er mich bat, ruhig zu seyn, und mich für nichts zu fürchten, strich er mir die Wange! Ungeachtet ich nun einsah, daß er der Anführer dieser Bande war, und ich also unter seinem Schutze ziemlich sicher seyn mußte; so war ich doch in großer Angst. Denn wie viel durfte ich auf das Versprechen eines Räubers rechnen, da mir, noch nicht lange vorher, die Hoffnung auf eines redlichen Wohlthäters Verheißung fehl schlug!

In-

Indessen mußte ich mir meinen Aufenthalt gefallen lassen, und ich ward in kurzer Zeit sehr vertraut mit meinem Wirth. Mir ging nichts ab, als die Freyheit und eine gute Aussicht auf die Zukunft. Ich mußte beständig bey ihm seyn, und durfte nicht weiter gehen, als in die Vorhöhle.

So gingen denn viele Tage hin, ohne daß ich es gewagt hätte, ihn um meine Loslassung zu bitten. Endlich that ich es doch. Er seufzete bey diesem Antrage, und sagte: „mein lieber Sohn, das steht nicht in meiner Macht. Wenn ich auch dein Verlangen erfüllen wollte, so darf ich es doch meiner Leute wegen nicht thun. Es kostete mir so bisher Mühe, sie abzuweisen, wenn sie mit dem Begehren in mich drangen, daß du mit ihnen auf Beute ausgehen und besonders helfen solltest, einen Anschlag auf das Schloß deines Pflegevaters auszuführen. Ich wußte, daß du dich dazu nicht schikken würdest, und daß dann dein Leben in Gefahr sey, und habe es bis iezt nicht ohne Schwierigkeiten hintertrieben. Sey froh, wenn dieß fernerhin angeht.“ O wie erschrak ich über diese Aeußerung! Traurig schwieg ich und seufzete unaufhörlich, obgleich heimlich, um Erlösung zu Gott.

Der Räuber nahm endlich meinen Kummer wahr, und abermals traten Thränen in seine Augen. „Kannst du schweigen, sagte er, nachdem er mich einige Zeit mit Zeichen der Rührung angesehen hatte, „und willst du mich bey meinen Leuten nicht verrathen?“ — Ich versicherte ihm, daß er sich auf mich verlassen könne. „Nun so wisse,“ sagte er, daß mir dieser Aufenthalt hier, und meine bisherige Lebensart so wenig noch gefällt, als dir, und daß ich so sehnlich wünsche, auf gute Art daraus erlöset zu werden als du. Ich weiß aber kein Mittel, ohne Gefahr meines Lebens, der ich bey meinen Leuten, wenn sie nur das geringste von meiner Gesinnung muthmaßen sollten, ausgesezt seyn würde, zu entgehen. Wenn ich iedoch auf deinen Beystand und auf deine Redlichkeit rechnen darf, so will ich noch überlegen, was etwa zu thun ist. Versprichst du mir, treu zu seyn?“

Ich antwortete ihm, daß er auf meine Redlichkeit zu rechnen hätte, wenn er nichts von mir begehren würde, was ich ohne Verletzung meines Gewissens nicht thun könnte.

Er verlangte, ich sollte ihm diese Zusage mit einem Eide versichern, und ich trug kein Bedenken seinen Willen zu erfüllen.

„Ich

„Ich will dir nunmehr“ fing er hierauf an, „alles entdekken was mein Herz beschwert. Schon lange war ich der Anführer dieser Räuberbande, und habe in Verwegenheit, Unbarmherzigkeit und Grausamkeit wenige meines Gleichen gehabt, ohne daß ich ie einen Gewissensbiß über meine unmenschlichen Handlungen gefühlt hätte. Auf einmahl aber kam ein besonderer Umstand, der die Fühllosigkeit meines Gewissens vollkommen unterbrach. Ich muß dir hier erst sagen, wie ich zu diesem verwerflichen Handwerke gekommen bin.“

„Ich hatte einen sehr redlichen Vater, der sich von meiner Jugend an mit der äußersten Sorgfalt angelegen seyn ließ, mich zur Rechtschaffenheit und Gottesfurcht aufzuziehen. Alle seine Bemühungen aber waren fruchtlos, und ich verübte schon in meinen ersten Jahren Bosheiten, deren sich mancher alte Sünder nicht schuldig weiß. Mein Vater besserte an mir mit Güte und Härte, nichts aber konnte meiner Zügellosigkeit Einhalt thun. So wie ich an Wachsthume des Körpers zunahm, so wuchs auch meine Bosheit.“

„Mein armer Vater, der sich endlich nicht mehr zu rathen wußte, was er mit mir anfangen sollte, erhielt zu der Zeit, da ich mein achtzehntes Jahr zurükgelegt hatte, aber weit größer

war, als Jünglinge von diesem Alter gewöhnlich sind, von einem guten Freunde den Einschlag, mich unter die Soldaten zu stekken. Er folgte, weil er nicht mehr glaubte, daß es ihm noch möglich sey, mich zu bessern. Ich ward selbst von ihm, und zwar mit meiner Bewilligung, zum Officier gebracht, vorher aber auf das zärtlichste und mit den väterlichsten Vorstellungen von ihm ermahnet, nunmehr endlich in mich zu gehen und mich zu bessern, damit ich nicht in Verbrechen fallen möchte, die mir den gänzlichen Verlust meiner Ehre und meines Lebens nach sich ziehen würden. Auf die liebreichste Weise versprach er mir alle Unterstützung, so wohl bey meinem Unterhalte, als auch bey meinem fernern Fortkommen."

„Nichts von der Art aber hatte auf mein ganz verderbtes und ruchloses Herz eine Wirkung. Noch nicht gar lange war ich beym Regimente, als ich bey einem verbotenen Spiele, einen meiner Kammeraden, der mir die sehr gegründete Beschuldigung eines an ihm verübten Betrugs machte, durch den Leib stach, und desertirte. Mir ward nachgesezt, und, da ich die Gegend nicht genau kannte, lief ich meinen Verfolgern selbst in die Hände, und geschlossen führte man mich zurük. Die Wunde meines Kammeraden

war

war tödtlich und ich hatte auf alle Fälle meines dreyfachen Verbrechens, des Spiels, des Mords und der Desertion wegen die Todesstrafe verdient. Dennoch aber, da der Verwundete wieder besser, und sein gleichwohl hernach erfolgtes Ableben, einer ihm selbst beygemessenen Vernachlässigung seiner Gesundheit zugeschrieben ward, half die Fürbitte meines Vaters und seiner Freunde, vorzüglich auch meine Jugend, so viel, daß ich mit dreyßig Stokschlägen davon kam."

„So gewiß dieser Vorfall tausend andere zur Besserung und zur Dankbarkeit gegen ihre Obern, würde angereizt haben, so wenig geschah es bey mir. Statt daß ich an Aenderung denken sollte, schwur ich vielmehr bey mir selbst, an dem Officier, unter dessen Aufsicht die Strafe an mir vollstrekt ward, mich so viel als möglich zu rächen. Ich beschloß daher mit Soldaten, die schlechte Gesinnung hatten, gute Bekanntschaft zu machen, und diese zu bereden, daß sie, wenn ich mit Ihnen unter jenem Officier einst die Wache in einem Thore haben, und dieser, wie er zu thun pflegte, sich einige Stunden zur Ruhe niedergelegt haben würde, mit mir desertirten, damit ich ihn, weil auf das Schlafen des Wachehabenden Officiers die Cassation stand, um seine Stelle bringen könnte."

„Da

„Da ich aber ohne Geld keine Freunde, wie ich sie wünschte, erhalten konnte, so nahm ich mir vor, meinem Vater vor allen Dingen Hoffnung zu meiner Besserung zu machen, und ihn dadurch zu Geschenken zu bewegen, damit ich auf diese Art nach und nach eine Summe Geldes erhalten möchte, durch dessen Hülfe ich mein Proiect ausführen könnte. Ich stellte mich daher, als ob meine Denkungsart vollkommen geändert wäre, versah meinen Dienst auf das pünktlichste, meidete alle Trinkhäuser und Spielgesellschaften, und hielt mich immer in meinem Quartiere auf. Diese neue Lebensart fiel bald auf, und ward meinem Vater wissend gemacht. Der ehrliche Mann hörte diese Nachricht mit so vieler Freude an, als Betrübniß seine Seele eingenommen haben würde, wenn er tief genug in mein schwarzes Herz hätte blikken können. Ich erhielt immer eine Summe Geldes nach der andern von ihm. Er kam einige Mahle selbst, um mich zu besuchen, und weinte für Vergnügen, weil er glaubte, seinen verlohrnen Sohn wieder gefunden zu haben. Wäre in mir nur ein Funke von Rechtschaffenheit gewesen, so hätte mich das Verfahren dieses redlichen Vaters bewegen müssen, künftig aus Vorsaz den Weg zu gehen, den ich bisher aus Verstellung gegangen war. Daran aber war nicht zu denken. Ich freuete mich viel-

mehr

mehr heimlich, daß ich den Heuchler so geschikt zu spielen und meinen Vater zu betriegen wußte, und dachte ernstlich darauf, mein Vorhaben auszuführen, weil ich nun Geld genug vorräthig hatte. Ich fing nach und nach an, mich mit denienigen in Bekanntschaft einzulassen, die ich nach zeither gemachten fleissigen Bemerkungen, für tüchtig in meine Gesellschaft hielt. Meine Freygebigkeit zog sie gar bald auf meine Seite, und ehe noch einige Monate vergingen, brachte ich es so weit, daß sie meinen Vorschlag mit Beyfall anhörten. Die Desertion ward beschlossen und festgesezt, daß wir in das benachbarte *** Land fliehen und dort Dienste nehmen wollten."

„Nun fehlte es nur noch daran, daß wir mit dem Officier in ein Thor zur Wache zu stehen kämen. Dieß wollte in der ersten Zeit nicht nach Wunsch zutreffen. Gemeiniglich traf es so, daß wenn wir zusammen kamen, wir einen andern Officier hatten, und wenn der Officier, dessen Untergang ich suchte, den Dienst in einem Thor mit uns hatte, so waren wir nicht alle beysammen. Endlich kam es doch so, als ob wir es selbst bestellt hätten. Wir alle kamen einst unter dem Commando ienes Officiers in ein und zwar in das gelegenste Thor auf die Wache, und nur ein Gemeiner und ein Unter-Officier waren

ren dabey, die von unserer Verbindung nichts wußten. Die beyden lezten, denen es etwas seltenes war, Bier und Brandtwein im Ueberflusse zu haben, brachte ich am Abend bald dahin, daß sie sich berauscht hinstrekten. Nun hatten wir nur noch abzuwarten, daß sich der Officier niederlegte, den wir bisher noch immer in seiner Stube auf und nieder gehen hörten. Nach der zwölften Stunde endlich ward es über uns stille. Ich schlich mich hinauf, und hörte bald, daß der Lieutenant in tiefem Schlafe lag. Hurtig eilte ich zurük, zog dem Schlafenden Unter-Officier die, ihm von ienem anvertrauten, Thorschlüssel aus der Tasche, und wir, sechs Mann und der Tambour, gingen ohne Anstoß davon. Wir eilten sogleich auf die Gränze zu, und erreichten sie, weil einer unter uns die Wege sehr gut wußte, bald und glüklich. Nun rathschlagten wir in einem Walde, was wir mit einander anfangen wollten, da denn der Entschluß, wieder in Dienste zu gehen, aufgegeben und beschlossen ward, von Räubereyen zu leben."

„Wir fingen daher an, die Gränzen auszukundschaften, und als wir einigermaßen bekannt wurden, brachten wir von diesem und ienem Diebstahle ein, und theilten dann im Walde unsre Beute. Dieß trieben wir eine Zeitlang ungestört."

„Einst

„Einst ging ich mit einem unserer Gesellschaft aus, um bey einem Dorfpfarrer eine Uhr zu stehlen, von der ich bemerkt hatte, daß sie gewöhnlicher Weise am Fenster einer Kammer im untersten Stokke der Pfarrey hänge. Der Diebstahl ward glüklich vollbracht, aber unterschiedene Einwohner des Dorfs, die von der Wache auf den Feldern zurük kamen und uns bey der Pfarrey begegneten, hielten uns an, worüber Lärm bey dem Geistlichen entstand, da denn die gestohlne Uhr sogleich vermißt ward. Wir wurden arretirt und am folgenden Morgen in die Stadt vor das Amt gebracht, und da wir die That nicht läugnen konnten, in ein Gefängniß geführt, wo schon einer von unserm Handwerke, den wir aber nicht kannten, an der Wand angeschlossen war. — Uns widerfuhr ein gleiches."

„Die Aehnlichkeit des Schiksals jenes Fremden mit dem unsrigen machte uns bald vertraut und er erzählte uns alle seine Geheimnisse. Wir erfuhren, daß er zu einer Bande gehörte, die im Walde an einem sehr sichern Orte wohnte und von da aus ihre Nahrung trieb, und er versprach uns, wenn er los zu kommen wüßte, uns mit dahin zu nehmen. So wenig damals einiger Anschein war, daß es dazu kommen würde, so erfolgte dieß doch bald."

„Ich und mein Kammerad wurden nach einigen Tagen verhört, und auf Fürbitte des Pfarrers, dem seine Uhr wieder zugestellt ward, entledigte man uns bey unserer Rückkunft in das Gefängniß — freylich sehr unweißlich — der Ketten, weil man ohnedieß nicht glaubte, mehr a's den Diebstahl der Uhr auf uns zu bringen, und dieser bey geschehenem Ersatze eben keine große Strafe erwarten ließ.“

„Kaum hatte uns der Gefängnißwärter verlassen, als der angeschlossene Freund rief: „nun ist es Zeit, Brüder, mir und euch zu helfen!“ Wir fragten ihn um die Art, wie es geschehen sollte, und nachdem er zu unserm Erstaunen einige kurze aber scharfe Feilen aus seinem Munde, worin er sie die ganze Zeit verborgen hatte, ausspie, so sagte er: „hiermit müßt ihr mir die Fesseln abfeilen und für das übrige laßt mich sorgen.“

„Als der Abend heran kam, erfüllten wir seinen Willen, und machten mit diesen Instrumenten die Schlösser an den Ketten auf, und siehe! unser neuer Kammerad sas ganz frey da. Wir hielten uns ganz stille, bis der Gefängnißwärter kam, um nach den Ketten zu sehen. Mit unglaubiger Geschwindigkeit schmiß hier der Arrestant seine Ketten um den Hals des zu ihm sich nahenden Aufsehers, stopfte ihm sogleich mit einigen

Lum=

Lumpen den Mund zu und schloß ihn selbst an das Flek an, wo er vorher gesessen hatte. Er nahm hierauf mit einer Dreistigkeit, die selbst ich damals bewunderte, dem Manne die Schlüssel und das Licht ab und führte uns ohne Anstand aus dem Gefängnisse über eine Treppe auf den Boden."

„Hier löschte er das Licht aus, und hieß uns, ihm nachsteigen. Er eröffnete ein Fenster, wodurch er kroch und durch eine, in dem gleich daran stoßenden benachbarten Dache befindliche Oeffnung, in ienes Haus stieg. Wir folgten ihm ohne Umstände nach. Hier mußten wir ein wenig warten, er verließ uns einige Augenblikke, und da er wieder kam, führte er uns die Treppen ienes Hauses hinunter und durch einen Hof und Garten über die Stadtmauer ins freye Feld. Er lief nun voran, und wir mußten ihm eilends folgen."

„Als wir ungefähr zwey Stunden gelaufen seyn mogten und eben an dem Eingange eines Waldes kamen, blieb er stehen und sagte, daß wir nun sicher wären. Wir ruheten daher aus, und er erzählte uns zur Erklärung seines Unternehmens, daß er in dem Hause neben dem Gefängnisse einst als Knecht gedient, und bey einer Bekanntschaft mit einem Mädchen in des Ge-

fängnißwärters Wohnung alle Winkel beyder Häuser hätte kennen lernen. Er umarmte mich und meinen Kammeraden, und sagte uns Dank, daß wir ihm, da ihm schon das Rad zuerkannt gewesen wäre, noch das Leben gerettet hätten. Widerholt versprach er uns, daß wir Mitglieder seiner Gesellschaft werden sollten, nur bat er uns, einige Zeit hier im Busche zu verweilen, bis er, seiner Schuldigkeit gemäß, mit seinem Anführer würde geredet haben. So verließ er uns einige Zeit, kam aber in Begleitung mehrerer Personen zurük und brachte die Nachricht, daß wir zwar aufgenommen werden sollten, uns aber gefallen lassen müßten, daß bey unserm ersten Eintritte zu ihrem Aufenthalte uns die Augen verbunden würden. Wir willigten gern ein, und nachdem wir so einige Zeit bald rechts bald links herum waren geführt worden, waren wir unvermuthet in dieser Höhle. Ich und mein Kammerad wurden sogleich aufgenommen."

„Wir gingen bald mit aufs Rauben aus, und übertrafen in der Folge die alten Glieder der Gesellschaft oft so, daß sie ungefähr nach einem halben Jahr, als ihr Anführer, bey einer Expedition, wo wir Gegenwehr fanden, erschossen ward, beschlossen, mich oder meinen Kammeraden durch das Loos zu ihrem Obersten zu ma-

machen. Das Loos fiel auf mich, und dreyzehn Jahre habe ich diese Stelle mit einer Ruchlosigkeit und Grausamkeit versehen, die mir iezt unglaublich vorkommt. Ungefähr vor einem Vierteljahre war der Zeitpunkt da, in dem mein Gewissen aus seinem Schlafe erwachen sollte, und auf die erschütterndste Art erwachte es."

„Meine Leute hatten ausgekundschaftet, daß gegen Abend ein Mann, der mit vielem Gelde auf die Messe reise, ganz allein in einer Postchaise die Straße durch den Wald passiren würde. Sogleich ward der Entschluß gefaßt, uns seiner Baarschaft zu bemächtigen, und schon eine Stunde vorher, ehe noch der Reisende ankam, waren wir an dem schiklichsten Flekke versammelt. Es war noch nicht dunkel, und gleichwohl trugen wir kein Bedenken, bey Annäherung der Chaise den Pferden in die Zügel zu fallen. Meine Leute schmissen den Postillion sogleich vom Kutschersitze, und ich drükte mein Pistol nach dem Reisenden ab. Ich sah, daß ich wohl getroffen hatte, denn er sank zur Seite, und alsobald fiel ich in die Chaise ein, um auszuräumen. Als ich alles hinaus geschmissen hatte, wollte ich auch noch den Fremden selbst berauben, und griff nach seiner Uhr. Jezt sah ich den Mann an, und ach! wie erschrak ich — Es war — mein Va-

ter. Ich zog meine Hand zurük, als er seine Augen wieder aufschlug, mich starr ansah, und sogleich mit matter Stimme sagte: — „Ach Gott, mein Sohn!" — Und todt war er!"

„Ich zitterte am ganzen Leibe, und wußte nicht, was ich bey der größten Bewegung meines Herzens thun sollte, schlich mich zurük von der Chaise, ging aber kaum einige Schritte, als ich, übertäubt vom Schmerz, hinstürzte und nicht eher wieder zu mir kam, als bis ich schon wieder einige Stunden hier in der Höhle war, wohin mich meine Leute getragen hatten. Nun sah ich auf einmal mein bisher geführtes Leben von einer andern Seite an. Ich fühlte eine Beunruhigung in meinem Herzen, die wahre Verzweiflung war. Der Anblik der Sachen, die wir meinem Vater geraubt hatten, vermehrte meinen Schmerz, und mein Körper mußte einem hitzigen Fieber unterliegen. Vier Wochen lag ich, ohne einige Hoffnung, da, und dennoch siegte meine gute Natur und ich genas. Der Sturm aber in meiner Seele begann von neuem, und ich wußte mich nicht zu lassen. Oft versuchte ich zu beten; aber es war mir unmöglich. Ich rang in einem erbärmlichen Zustande mit dem Vorsatze zum Selbstmord, denselben aber auszuführen, ward ich wie durch eine geheime Macht verhindert."

„In

„In diesem Gränzenlosen Elende kam ich von ungefähr auf ein Kästchen, das nebst andern Sachen aus meines Vaters Chaise geraubt worden war. Ich stieß es erst als einen neuen Zeugen meiner Schandthat weg, nahm es aber bald wieder und öffnete es. Es lag meines Vaters Nachthabit darinn und unten eine Bibel. Ich nahm diese mit Thränen, und das waren die ersten, die ich weinen konnte, heraus, und mir fiel gleich ein Gebet in die Augen, das mein Vater vorn eingeschrieben hatte. Ich erkannte die Schrift und las. Es enthielt eine Bitte zu Gott um meine Besserung, und daß nur meine Seele nicht verlohren gehen möchte. Hier ward ich auf einmal so weich, daß ich mit Gelassenheit, obgleich unter dem Gefühle der größten Reue, über meinen Zustand nachdenken konnte, und nach einiger Zeit vermogte ich auch zu beten. Nun ward es nach und nach stiller in meiner Seele, die Verzweiflung wich, und nur die innerste Wehmuth blieb zurük. Ich las oft und immer mit mehrerer Andacht in der Bibel, die ich, um meinen Leuten nicht verdächtig zu werden, in dem Fußboden verbarg, und mein Gebet ward ernstlicher. So bin ich denn zurük gekommen, und wollte gern wieder auf den rechten Weg gehen. Lange schon dachte ich nach, wie ich aus dieser Höhle entweichen könnte, nie

aber wußte ich einen schiklichen Ausweg zu finden. Jezt will ich der Sache mehr nachsinnen, und sehen, ob ich dich und mich retten kann.“

Hier schloß er seine Erzählung, und begehrte von mir, daß ich mich mit seinen Leuten bekannt machen und ein Vergnügen an ihrer Lebensart affectiren sollte, weil dieß durchaus bey jedem Plan, den er entwerfen würde, nöthig wäre.

Ich hatte nun den Mann lieb gewonnen und sagte es ihm zu. Gleich rief er einen seiner Leute und sagte ihm etwas in ihrer Sprache, worauf mich dieser in die erste Höhle nahm. Ich blieb den ganzen Abend bey ihnen, aß und trank, und stellte mich äußerst vergnügt. Sie hatten vieles Wohlgefallen an mir, und brachten mich sehr liebreich wieder zurük zu ihrem Anführer. Dieser war schon auf seinem Lager, und ich glaubte, er schliefe. Als mich aber meine Begleiter verlassen hatten, reichte er mir die Hand und sagte: „endlich hoffe ich einen Entwurf gemacht zu haben, der uns retten soll. Morgen will ich meinen Leuten vortragen, daß ich mit dir eine Beraubung deines Pflegevaters abgeredet hätte, und daß es nun Zeit sey, diese auszuführen. Der Plan, den ich ihnen vorlegen will, soll dieser seyn: Wir gehen insgesammt

sammt an das Schloß, dann sollst du einsteigen und uns die Pforte eröffnen. Damit wir aber, will ich vorgeben, durch dich nicht verrathen werden könnten, so würde ich dich selbst bey dem Einsteigen begleiten. Wenn ich meinen Leuten dieß werde gesagt haben, so werden sie ohne alles Mißtrauen zur Ausführung schreiten. Wir steigen dann miteinader ein, anstatt aber, daß du das Thor öffnest, machst du Lärm auf dem Schlosse und entdekst die vorseyende Beraubung. Die Leute werden dieß bald merken und sich retiriren, und wir werden ia wohl Schutz bey deinem Pflegevater finden, bis wir ohne Gefahr weiter kommen können."

Zitternd willigte ich ein, und legte mich hierauf in das Bett, konnte aber kein Auge schließen. Mein Wirth blieb auch schlaflos, wir stiegen daher wieder auf, und er eröffnete mir, daß, wenn wir glüklich durchkämen, er mit mir nach Hamburg gehen, mich, so lange er lebte, als seinen Sohn halten und alles zu Endigung meines Studirens anwenden wollte. Er wieß mir hierauf eine große Menge Goldes und sogar sehr starke Wechsel auf Hamburg und Amsterdam, die er sich gegen baares Geld zu verschaffen gewußt hatte. Ich mußte gleich iezt die Documente in meinem Kleide verbergen, und er

schnallte einen großen ledernen Gürtel, vollgefüllt mit Gold, um seinen Leib. Unter allerhand Gesprächen brach endlich der Morgen an. Als alles munter war, ging Heinze, so hieß der Mann, hinaus zu seinen Leuten und legte ihnen den Plan vor, und sie billigten ihn mit einem Freudengeschrey.

Ich machte mir heimlich die Hoffnung, meinen Wohlthäter, den Herrn von Güldenstern, durch diese Handlung zur Wiederaufnahme meiner Person zu bewegen, und dieser Gedanke stärkte mich bey meiner Furcht. Der ganze Tag ging unter Berathschlagung und Fressen und Saufen hin. Als endlich der Abend herein brach, gingen wir aus und erreichten um Mitternacht das Schloß, ich stieg ein, und Heinze folgte mir. Ich lief sogleich, mit Zurüklassung meines Begleiters, auf die Wohnung des Verwalters zu, und wekte ihn. Es verzog sich, ehe er aufstieg und es dem Herrn meldete und dieß mogte die Räuber schon mißtrauisch machen. Denn als endlich das zusammengerufene Gesinde vor das Thor kam, war kein Mensch da. Ich ging mit Heinzen, von dem ich vorgab, daß er mein Reisegesellschafter wäre, und mit mir von ungefähr den Anschlag der Diebe im Walde gehört hätte, in die Wohnung des Verwalters, und bat

die-

diesen dem gnädigen Herrn meine Gegenwart zu melden, und ihn um seine Gnade zu bitten. Der Mann, der mir immer günstig war, versprach, am folgenden Morgen es zu thun. Zwischen Furcht und Hoffnung brachte ich die Zeit bis dahin zu.

Er ging, aber die Antwort war betrübt für mich! Anstatt daß der Herr durch meine Dienstleistung gerührt seyn sollte, gab er mir Schuld: „mein Vorgeben mit den Räubern sey nicht wahr gewesen, und ich habe nur dieß Blendwerk gemacht, um mich wieder bey ihm einzunisteln.“

Mit Wehmuth hörte ich diese Entschliessung an, und überließ mich nun ganz meinem neuen Wohlthäter, so hart es mir war. Dieser nahm aus dem Dorfe einen Bauerwagen, und ließ sich mit mir auf einem ganz von der Räuberhöhle entfernten Wege, nach der nächsten Stadt fahren. Hier nahm er Extra-Post und fuhr so einige Stationen, nachdem aber nahm er, um seine Marschroute auf allen Fall nicht bekannt werden zu lassen, abermals eine eigene Gelegenheit, reisete seitwärts; und bediente sich dann wieder der Extra-Posten. Und mit solchen Veränderungen kamen wir nicht eher als in einer Zeit von vierzehn Tagen nach Hamburg.

Er miethete sich bald für mich und für sich eine Wohnung, und versorgte mich sogleich mit allem, was ich nöthig hatte. So bald er einiger Maßen bekannt war, machte er mir auch Hauslehrer aus, die mich in Sprachen vollkommener machen, auch in Zeichnen und in der Musik unterrichten mußten. Ich vergaß nach und nach die Geschichte meiner Jugend, und lebte recht vergnügt, bis die Zeit kam, da ich auf Akademien gehen sollte.

Mein neuer Pflegevater bereitete alles darauf zu, und schenkte mir einen Beutel mit dreyhundert Stük Dukaten, den ich, warum ich das damals that, kann ich nicht sagen, in meiner Kammer unter ein aufgehobenes und wieder festgenageltes Brett verbarg. Ich war nach Halle bestimmt und der Tag meiner Abreise war schon festgesezt, als kurz vorher mein Pflegevater mit einem zerstöhrten und erschrokkenen Gesichte nach Hause kam.

Ich bemerkte seine Unruhe, und fragte ihn um die Ursache derselben, allein er gab mir keine Antwort, als diese: „ich müßte gleich morgen von hier weg, und er wollte mich begleiten“. Er pakte das kostbarste, was er hatte, ein, und ich mußte Postpferde bestellen, die uns mit Anbruch des Tages fortbringen sollten. Wir legten

uns

uns zeitig nieder. Gegen Mitternacht wekte mich die Unruhe meines Pflegevaters auf. Mir fiel ein, daß ich meine Dukaten bald vergessen hätte, und ich stand sogleich auf, um sie heraus zu holen. Eben aber, als ich diese Arbeit unternehmen wollte, erhob sich ein starkes Reden vor unserer Thür, und es ward mit lauter Stimme gerufen, daß wir aufmachen sollten.

„Gott, nun bin ich verlohren" rief mein Pflegevater, „wenn du nur in Sicherheit wärest."

Ich konnte ihm nicht antworten, denn in dem Augenblikke war die Thür aufgesprengt.

Es kam eine starke Wache herein, die mich und meinen Pflegevater wegführte. Ich kam in ein besonderes Gefängniß, worin ich über sechs Wochen zubringen mußte. Nach Verfluß dieser Zeit hieß es, daß ich vor Gericht kommen sollte, und ich ward vor eine zahlreiche Versammlung gebracht, die mich zwar für frey erklärte, aber unter der Bedingung, daß ich binnen zwey Tagen die Stadt verlassen sollte. Dabey erhielt ich die Erlaubniß, meine Kleider und Sachen, die in unserer vorigen Wohnung niedergesezt waren, mitzunehmen. Ich erkundigte mich nach meinem Pflegevater, erfuhr aber nichts von seinem Schik-

sale, und habe von diesem Manne auch nie wieder etwas gehört.

Taumelnd ging ich weg, und wußte nicht, was ich nun ohne Geld, ohne Freund und ohne alle Stütze anfangen sollte. Ich wankte unter den verwirrtesten Gedanken, in Begleitung eines Gerichtsdieners, der den Besitzer des Hauses, wo wir gewohnt hatten, zur Herausgabe meiner Sache anweisen sollte, nach unserer ehemaligen Wohnung. Der Wirth befolgte den Befehl und gab mir die Schlüssel zur Stube. Bey meinem Eintritt in dieselbe fiel mir mein Schaz erst ein, den ich zu meinem außerordentlichen Glük in die Kammer verborgen und in meinem Kerker ganz vergessen hatte, und mir war nicht anders, als ob ein Engel mit mir geredet hätte. Ich ging gleich auf die Kammer los, aber — sie war verschlossen.

Stellen Sie sich nun wieder den Rükfall zum Jammer vor. Ich wußte keine Art zu erdenken, wie ich zu dem Gelde kommen sollte, und machte mir überdieß die Vorstellung, der Wirth müßte hinter mein Geheimniß gekommen seyn, und meine Dukaten geholt haben. Endlich, weil ich in der Nebenkammer kein Bette stehen sah, und dergleichen in der verschloßnen Kammer durch das Schlüsselloch bemerkte, fiel mir

mir ein, den Wirth zu bitten, daß er mir erlauben möchte, nur diese Nacht bey ihm zu schlafen. Gewiß glaubte ich auf solche Art, wenn meine Fundgrube nicht entdekt sey, es zur Oeffnung der Kammer zu bringen. Meine Hoffnung schlug mir nicht fehl. Der Wirth war sogleich auf meinen Antrag bereit, mich diese Nacht zu beherbergen, und gab mir alsbald die Schlüssel. Ich besah meinen unterirdischen Behälter, und fand, daß er unversehrt war. Die Ausschiffung des Geldes versparte ich nun bis auf die Nacht, da ich denn meinen Beutel ungestört heraus holte, am Morgen darauf auf der Post abreisete und glüklich in Halle ankam.

Hier sezte ich vier Jahre lang mein Studiren fort, und versäumte keine Gelegenheit, bey der ich meine Kenntnisse erweitern konnte, und, da ich ganz mäßig lebte, so war ich nach Verfluß dieser Zeit immer noch Besitzer von hundert und funfzig Ducaten. Ich beschloß noch ein Jahr Student zu bleiben, und mich dann zum öffentlichen Lehrer in der Philosophie, Theologie und in den schönen Wissenschaften zu qualificiren. Aber dieses Vornehmen schlug fehl. Mein gutes Herz, das mich in eine Verdrießlichkeit wikkelte, der ich nicht anders als durch eine schleunige Entfernung von Halle entgehen konnte,

ver=

vereitelte selbst diesen Vorsatz. Die Veranlassung dazu gab folgendes.

Ich wohnte die vier Jahre, die ich in Halle zugebracht habe, bey einem Wirthe. Er war Rathmann, (so nennt man dort die Mitglieder des Raths) und hatte einen vortrefflichen Charakter. Mir wiederfuhr gleich vom Anfang, da ich in sein Haus kam, das Glük, daß er mich vorzüglich lieb gewann, und nach kurzer Zeit gab er mir die Kost an seinem Tische um ein sehr billiges. Daher kam es, daß ich sehr viele Tage in seiner Wohnstube zubrachte, und besonders geschah dieß des Abends. Bey dieser Gelegenheit kam ich zugleich in die Bekanntschaft eines Soldaten, der wegen seiner Geschiklichkeit, Frömmigkeit und Herkunft (er war der Sohn eines Ungarischen Predigers, und durch besondere Kunstgriffe mit List von Wittenberg, wo er studirte, weggelokt und zum Soldaten gemacht worden) sehr beliebt bey meinem Hauswirthe war. Ich gewann diesen Menschen bald so lieb, als ihn mein Wirth schätzte, und hatte in seinem sehr angenehmen Umgange manche vergnügte Stunde. Er beklagte sich oft mit Thränen über sein Schiksal, und wünschte Erlösung daraus, um wieder in den Schoos seiner Familie und in die Arme eines alten Vaters, der sehr um seinen Verlust

lamentirte, zurükkehren zu können; wir alle aber wußten ihm keinen Rath zu ertheilen, weil seine Loslassung, seiner ansehnlichen Länge wegen, sich gar nicht denken ließ. Ich bezeigte ihm oft mein Mitleiden über seinen Zustand, dabey blieb es aber mehrere Jahre.

Unvermuthet kam dieser Mensch einst gegen Abend zu mir, fiel, gleich beym Eintritt in das Zimmer, zu meinen Füssen nieder, und bat mich, ihm eine Bitte zu gewähren. Betroffen über diesen unvermutheten Vorfall, hob ich ihn von der Erde auf und versicherte ihm in allen Fällen Bereitwilligkeit zu iedem Dienste, den er begehren würde. „O!" sprach er, die größte Gefälligkeit, die sie mir erweisen können, ist diese, daß Sie mir zu meiner vorhabenden Desertion behülflich seyn. Ich habe nun schon eine geraume Zeit mein hartes Schiksal mit Gelassenheit ertragen, aber nun kann ich nicht mehr. Lesen sie hier diesen Brief."

Er gab mir einen Brief von seinem Vater, worin derselbe klagte, daß seine Frau und Kinder gestorben wären, und er nun in seinem Alter, ganz von allen Verwandten verlassen, ein trauriges Leben führen würde. „Kann ich nun," sagte er, als ich den Brief gelesen hatte, „noch länger hier bleiben und meinen alten Vater ver-

lassen? Ich müßte kein menschliches Gefühl, geschweige Empfindungen eines Kindes haben, wenn ich nicht alles dran wagen wollte, um mich von hier zu entfernen. Und das geht iezt leicht an, wenn sie mir behülflich seyn wollen."

Ich wußte, wie gefährlich es war, sich mit solchen Dingen einzulassen, gleichwohl gab ich dem armen Menschen mein Wort, ihm beyzustehen, wenn er mir die Art anzugeben wüßte, auf welche es geschehen könnte.

„Sie müssen" erwiederte er, „mich einige Tage bey sich verbergen, bis das Regiment zur Revüe ausmarschirt, welches diese Woche geschehen wird. Dann, wenn das Regiment weg ist, gehen sie Abends mit mir nach Passendorf (einem Sächsischen Dorfe nahe bey Halle) und hier danke ich ihnen meine Befreyung auf den Knieen."

Ich willigte ein, und wir machten aus, daß er am Abend des folgenden Tages zu mir kommen, und sich in eine finstere Kammer, die ich zum Holzbehälter inne hatte, verstekken sollte. Um recht geheim in der Sache zu gehen, sagte ich nicht einmal meinem Wirthe etwas von der Verabredung. Martini, so hieß der Soldat, kam am folgenden Tage um die bestimmte Stunde zu mir, und ich brachte ihn an den

aus=

ausgemachten Ort, wohin ich vorher einige Eßwaaren, nebst etlichen Krügen Bier, zu seiner Unterhaltung geschafft hatte. Ich legte sodann den vordern Theil der Kammer mit Holz zu, und verwahrte die Thür mit einem Vorlegschlosse.

Kaum war eine Stunde verflossen, so ward Lärm auf den Straßen. Ich hörte das gewöhnliche Zeichen, das bey Vermissung eines Soldatens mit der Kanone gegeben wird, und sah bald die Officiers wegiagen. Mein Herz klopfte stark, doch legte ich mich zur gehörigen Zeit zum Schlafen nieder. Die Nacht verging ruhig, aber gleich am Morgen ward das Gerücht in meinem Hause laut, daß Martini noch in der Stadt vermuthet und deshalb von Seiten des Regiments eine Haussuchung geschehen würde. Mein Wirth, der mir die Nachricht davon brachte, begehrte zugleich von mir, daß, wenn ich ausgehen würde, ich ihm die Schlüssel da lassen möchte, weil, wegen des öftern Aufenthalts des Soldaten in seinem Hause, bey ihm vorzüglich möchte nachgesucht werden.

Wie mir bey Anhörung dieser Worte zu Muthe ward, können Sie leicht denken, doch ließ ich nichts merken, sondern versprach meinem Wirthe, sein Begehren zu erfüllen. Ich hielt mich selbst nun nicht mehr für sicher, und be-

schloß, sogleich aus der Stadt zu gehen, und mich einige Tage bey dem Pfarrer zu Schlettau (einem gleichfalls Halle nahgelegenen Sächsischen Dorfe) wo ich Bekanntschaft hatte, aufzuhalten, bis ich etwa Nachricht erhalten möchte, wie die Sache abgelaufen wäre. Sogleich machte ich mich auch fertig und übergab bey meinem Weggehen dem Wirthe die Schlüssel zu meiner Stube und der gegenüber befindlichen Kammer; den Schlüssel zum Holzbehälter aber, wo Martini war, behielt ich bey mir. Er ward auch nicht von mir gefodert. Ich sagte meinem Wirthe, daß ich einige Tage ausbleiben würde, und wanderte immer auf erwähntes Dorf zu.

Als ich dem Pfarrer mein Anliegen entdekte, versprach er mir, gegen Abend einen seiner Söhne in den Gasthof zu schikken, wo er den Gesprächen der daselbst befindlichen Hallischen Studenten, die gewiß von dem Vorfalle, und wie die Sache abgelaufen, reden würden, zuhören, und mir auf solche Art Nachricht schaffen sollte. Das geschah denn auch, und, ehe ich es noch vermuthete, hatte ich schon Nachricht, daß die befürchtete Haussuchung in meinem Logis wirklich vorgegangen wäre, daß man aber den Deserteur nicht gefunden hätte. Ich machte mich daher am folgenden Tage wieder nach Halle zu-

rük,

rük, fand alles noch unversehrt, und meinen Gast vergnügt. Am andern Morgen ging das Regiment zur Revüe ab. Ich ließ nun meinen Gefangenen aus seinem Kerker, und brachte ihn gegen Abend glüklich zum Thore hinaus, und nach Passendorf, wo ich von ihm Abschied nahm.

Zu meinem Unglük begegnete uns an der Gränze ein Waysenhäuser Student, der mich kannte, aber, so wie damals nach Waysenhäuser Art Gesinnte, mich als einen von denjenigen, die der Kopfhängerey gram waren, anfeindete. Er sah mich und meinen Gesellschafter mit Kopfschütteln an, und mir ahndete sogleich, daß ich würde verrathen werden. Gleich am folgenden Morgen erfuhr ich auch bey meiner Rükkunft in Halle, daß ich mich leider in meiner Muthmaßung nicht betrogen hatte. Der Niederträchtige hatte es allenthalben ausgebreitet, daß dem Deserteur durch mich durchgeholfen worden wäre, und mein Wirth war der erste, dem er es gesagt hatte. Dieser empfieng mich deshalb mit einem sehr verdrießlichen Gesichte, und eröfnete mir sogleich dabey, daß mir nun nichts übrig wäre, als bey rechter Zeit Halle zu verlassen, indem ich außerdem bey der Rükkunft des Regiments große Verdrießlichkeiten und einen langen Arrest zu erwarten hätte.

Erschrokken machte ich sogleich Anstalt zu meiner Abreise, und pakte meine Sachen zusammen, ehe ich sie aber noch aus dem Hause schaffen konnte, war schon von den Akademischen Gerichten eine Auflage an meinen Wirth da, meine Haabseligkeiten in Beschlag zu nehmen, auf meine Person wurden iedoch keine Ansprüche gemacht. Vermuthlich wollte man mir mit Fleiß Zeit lassen, mich retiriren zu können. Dieß that ich denn auch, stekte meine Baarschaft zu mir, und trabte mit betrübtem Herzen zum Thor hinaus und auf Sachsen zu, und habe nach der Zeit weder von meinen zurükgelassenen Mobilien, noch selbst von Halle ie wieder etwas gesehen, auch nicht einmal gewagt, an meinen Wirth deshalb zu schreiben, weil ich befürchtete, ihm auch Verdrießlichkeiten zuzuziehen. Nur so viel habe ich lange nach dem von einem Geistlichen zu Waldau in Schlesien, der zu meiner Zeit in Halle studirte, gehört, daß mein Wirth viel Verantwortung meinetwegen gehabt und so gar, daß er meinen Aufenthalt nicht wisse, zu schwören sich genöthigt gesehen hat.

Ich wandte mich nach Leipzig, und hatte das Glük, gleich im Gasthofe, wo ich logirte, mit einem gewissen Herrn von ***, der seinen Sohn eben auf die Akademie brachte, bekannt, und

und von ihm als Hofmeister angenommen zu werden. Der iunge Edelmann, den ich führen mußte, war ein sehr edler Mensch, und ich lebte mit ihm drey Jahre hindurch, so lange sein Studiren in Leipzig dauerte, sehr vergnügt. Nach Verfluß dieser Zeit ward er von seinem Vater zurükgerufen, und, da unter den Versprechungen, unter denen ich die Hofmeisterstelle bey ihm angetretten hatte, auch diese war, daß ich auf den Gütern des Herrn von *** als Pfarrer gut versorgt, und bis Gelegenheit zu meinem Unterkommen seyn würde, bey ihm auf seinem Schlosse wohnen, und das, was ich als Hofmeister erhalten, fortgenießen sollte, so reisete ich nun mit meinem iungen Herrn auf seines Vaters Güter.

Ich lebte hier ein halbes Jahr unter den glüklichsten Umständen, genoß die Freundschaft des iungen Herrns, und der alte ging auf die herablassendste Art mit mir um. Nachher ward ich Pfarrer auf einem benachbarten Gute, das meinem Herrn auch zugehörte. Ich zog dahin, überschüttet mit Geschenken und Gnadenbezeigungen, bekleidete aber nicht gar lange dieses Amt, als der Prediger auf dem Gute, wo der Herr von *** wohnte, mit Tod abging und ich an dessen, viel einträglichere, Stelle berufen ward.

 Nun

Nun lag mir der junge Herr, der alle Güter von seinem Vater übernommen, und eine sehr gute Heyrath getroffen hatte, an, mich nach einem Weibe umzusehen, damit seine Gemahlinn in der Nähe eine Gesellschafterinn haben möchte, denn seine Mutter war lange gestorben, und er war das einzige Kind dieses Hauses. Ich war in Leipzig in der Familie eines Kaufmanns bekannt geworden, der schöne Töchter aber kein Vermögen besas, und mir hatte immer die jüngste dieser Mädchen am besten gefallen. Ohne mich lange zu besinnen, reisete ich mit Vorwissen meines Herrn dahin, und erhielt die Hand dieses Frauenzimmers. Meine Herrschaft besorgte auf ihre Kosten meine Hochzeit und stattete sogar meine Braut, statt ihres dazu unvermögenden Vaters, aus, und ich ward mit dem schönsten, besten und, meiner Meinung nach, unschuldigsten Mädchen verbunden.

Mein Leben war nun das glüklichste, das ich mir wünschen konnte. Ich hatte die Gunst meines Herrn, die Liebe meiner Gemeinde, ein Weib, in deren Umgang ich alle Freuden, die dem Menschen zu Theil werden können, genoß, und war mit ihr sehr oft in der Gesellschaft meiner Herrschaft, die mit uns als mit ihres Gleichen lebte. Mein Glük war aber zu vollkommen,

men, als daß es, dem gewöhnlichen Laufe der menschlichen Dinge nach, von Dauer seyn konnte, und mein Schiksal nahm bald eine traurige Wendung. In einer Zeit von sechs Wochen büßte ich alle Glieder meiner so sehr geschäzten Herrschaft ein. Mein iunger Herr von *** hatte das Unglük, durch ein auf der Jagd ihm in den Händen zersprungenes Gewehr so beschädiget zu werden, daß er zwey Tage darauf elend sterben mußte. Bey seiner schwangern Gemahlinn brachte das Entsetzen über das Unglük ihres Mannes eine frühzeitige Niederkunft zuwege, die ihr das Leben nahm, und kurze Zeit darauf strekte der Harm auch den noch übrig gebliebenen gebeugten Vater in das Grab. Mein Schmerz war Gränzenlos, denn der Verlust, den ich erlitt, war unersezlich.

Doch dieß war nur das oberste aus der Schale des Unglüks, die über mich ausgegossen werden sollte, sie war bey weitem noch nicht ganz ausgeleeret, sondern das bitterste kam als Bodensatz nach. Ein Bruders Sohn von dem alten Herrn von ***, dessen ich von dem Verstorbenen nie anders als mit Widerwillen erwähnt gehört, und den ich nie bey seinen Freunden gesehen hatte, ward Erbe von sämmtlichen ***schen Gütern, und nahm bald selbst Besitz davon. Ich

wuste damals noch nicht, daß die Ursache, warum meine vorigen Herren dieses ihres nahen Blutsfreundes ungern gedachten, schlechte und nicht zu verbessernde Aufführung, und daß er deswegen nicht bey ihnen geduldet worden wäre, glaubte daher anfänglich, von seiner empfehlenden Gestalt und dem gegen mich bezeigten gefälligen Wesen eingenommen, ich würde unter ihm, wo nicht eben so glüklich, als bey meiner vorigen Herrschaft, dennoch ganz ruhig leben können. Alle Umstände schienen mir dieß zu versprechen. Ich mußte oft mit meiner Frau bey ihm speisen, und halbe Tage in Gesellschaft seyn. Diese Täuschung hatte aber kaum einige Monate gedauert, als ich an meiner Frau einen mir ungewohnten Tiefsinn und an den Herrn von *** einen merklichen Kaltsinn gegen mich und mein Weib wahrnahm. Beydes fiel mir ausserordentlich auf. Leztern um die Ursache zu fragen, die die Aenderung seiner Gesinnung hervorgebracht hatte, war nicht schiklich, desto mehr suchte ich dem Ursprunge des Mißmuthes meiner Gattinn nachzuspüren. Ich entdekte aber nichts. Sie wich immer sorgfältig aus, wenn ich bey einer vertrauten Unterredung auf die Entdekkung ihrer innerlichen Unruhe kam, und dringen in sie wollte ich aus Zärtlichkeit nicht.

So blieb ich denn immer in Ungewißheit über das Räthselhafte ihres Betragens, bis sich kurz darauf der Vorhang plötzlich vor mir aufzog.

Meine Frau ward unvermuthet von einer schweren Krankheit befallen, die durch ihr Seelenleiden so gefährlich ward, daß bey dem Unkundigen in der Heilwissenschaft so wohl, als bey dem Arzte, alle Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung verschwand. Sie selbst sah ihren Tod für unvermeidlich an, und der Gedanke an den Schritt in eine andere Welt, woher keine Rükkehr ist, wirkte, daß sich ihr Herz gegen mich öffnete.

„Lieber Mann," sagte sie, als ich über ihre Scheidung jammerte, „weine nicht! Dein Weib ist der Thränen eines solchen Mannes nicht werth. Freue dich, wenn die Hand Gottes eine unwürdige Gattinn von deiner Seite nimmt! Denn leider, die bin ich! Hier am Rande des Grabes legt ieder Mensch die Maske ab, und erscheint in seiner wahren Kleidung, überzeugt, daß es hinter dem Grabe keine Verstellung mehr gibt. Auch ich will sie ablegen. Wisse, daß du eine Gattinn hast, die ihre Unschuld schon verlohren hatte, ehe sie in deine Hände kam! List und Verführung haben in meiner ersten Jugend meine guten Grundsätze untergraben, und ich bin als eine Entehrte mit dir vor den Altar getreten — Ich

habe

habe unserm iezigen Herrn, als er sich vor einigen Jahren in Leipzig aufhielt und mit mir bekannt ward, den unbegränzten Genuß meiner Liebe verstattet. Nicht erst heute fühle ich die Bisse meines gebrandmarkten Gewissens, schon lange habe ich meine Fehltritte erkannt, gefühlt, und Gott weiß es! — mit blutigen Thränen bereuet. Ich habe den Bösewicht, der mich, in Engelsgestalt gekleidet, durch seine Lokkungen hinriß, gleich nach meiner Verführung von mir weggeschleudert und seinen fernern Umgang verflucht; aber, was geschehen war, konnte ich nicht ändern. Erkläre nun selbst mein zeitheriges Betragen, und die kalten Aeusserungen unsers Herrn gegen mich und dich, denn er ging darauf um, seine alte Bekanntschaft von neuem zu beginnen, und ich habe mich nicht dazu verstanden. Ich kann von dir keine Liebe mehr hoffen noch weniger verlangen, das aber wünsche und bitte ich: Vergebung. Laß mich nicht unausgesöhnt mit dir, vor den Richter treten, der bey unverziehenen Vergehungen gegen den Nächsten unerbittlich ist. Verzeihe mir, und dann wird Gott, bey dem mein Vergehen nur deinetwegen, nur deswegen, weil du dadurch beleidiget wardst, strafbar ist, mir auch vergeben."

Wie der Wanderer, der ängstlich über ein

herannahendes Ungewitter in einer Höhle Sicherheit gesucht hat, vor seinen Zufluchtsort zurükbebt, wenn der Blitz über ihn in den Felsen schlägt, und Trümmer von Steinen um ihn herum rollen, so bebte ich bey Anhörung dieses Bekenntnisses und sank ohne Empfindung neben dem Lager meiner Frau auf einen Stuhl nieder. Lange war ich in diesem Zustande und bey meinem Erwachen war mein Weib auch ohnmächtig. Ich rief Leute, ihr beyzustehen, und verließ ihr Zimmer, um mich einiger Maßen zu erholen, konnte mich aber lange nicht fassen. Endlich siegte doch Religion und Vernunft über die schmerzhaften Empfindungen meiner so getäuschten Liebe und ich ging in das Krankenzimmer zurük, um meiner Frau meine Bereitwilligkeit zur Vergebung zu versichern. Sie hatte wieder einige Kräfte, und verbarg bey meinem Erscheinen ihr Gesicht unter einem Tuche. Ich trat zu ihr, ergriff sie bey der Hand, und sagte ihr bey der Gegenwart anderer Personen ins Ohr: „beruhige dich, dein Mann verzeiht dir."

„Ist das wahr?" sagte sie mit schwacher Stimme, doch mit den Kennzeichen der tiefsten Rührung, „o nun sterbe ich ruhig. Was bist du für ein vortrefflicher Mann, ach wie viel schwerer wird mein Vergehen durch deine Güte."

Sie ward sehr bewegt, ich befürchtete eine neue Ohnmacht, und verließ sie deshalb abermals, um ihr Zeit zur Beruhigung zu lassen.

Unter meinen nunmehrigen Umständen war es nun, allem menschlichen Ermessen nach, das Beste, wenn mein so zerrüttetes Eheband durch den Tod getrennt ward, und, ob ich gleich nicht sagen kann, daß ich das Ableben meiner Frau gewünscht hätte, so war doch in Wahrheit die Vermuthung ihres baldigen Absterbens der stärkste meiner Beruhigungsgründe. Allein wider alles Erwarten besserte es sich mit ihr, und sie ward in einer Zeit von einigen Monaten von ihrer körperlichen Krankheit hergestellt. Ihre Seelenkrankheit nahm aber täglich zu, und sie behielt eine stille Melancholie. Von dem vergangenen ward indessen zwischen uns nicht ein Wort geredet, denn ich hatte sie gleich bey dem Anschein zu ihrer Genesung gebeten, nichts mehr von der Sache zu gedenken.

Was in meiner Seele iezt für Kämpfe vorgingen, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Auf der einen Seite die Vorstellung von der Entehrung meines Weibes und das Gefühl meines Herzens, wenn ich den Urheber derselben oft sehen und schweigen mußte, dann auf der andern Seite das Mitleiden mit ihrem beiammernswürdigen

digen Zustande! Denken Sie Sich die einander entgegengesezten Empfindungen, die ich mit dem größten Nachdruk fühlen mußte, und Sie werden meine klägliche Lage einiger Maßen erkennen können! Bald tobte in mir das Gefühl einer gar nicht zu bewundernden Eifersucht, und die sehr natürliche Scham, als ein Betrogener unter den Augen des Betriegers herum zu gehen, bald schmelzte mein Herz für Jammer, wenn ich das von innerlichem Kummer entstellte und abwelkende Gesicht meines Weibes ansah. Mein Leiden war unaussprechlich.

Dabey blieb es nicht. Meinem Herrn, dessen ganz verdorbenes Herz ich nun kennen lernte, war es nicht genug, meine Ehe vergiftet zu haben, sondern er zeigte nun noch eine Rachsucht gegen mich, die in meinem Verhältnisse mit ihm, auf seiner Seite sich fast nicht denken ließ. Vermuthlich mogte er über mein Weib, wegen ihrer Sinnesänderung, oder auch wohl wegen der von ihm gemuthmaßten Entdeckung seiner Verführung aufgebracht seyn. Er entzog sich mir nicht nur ganz, sondern hezte auch noch die Gemeinde gegen mich auf, daß sie mir hie und da an meiner Einnahme abbrechen mußte, und wenn ich deshalb bey ihm Beschwerde führte, fand ich keine Hülfe. Endlich merkte ich offenbar, daß er mich

ganz stürzen wollte, ob ihm gleich sein Vorhaben, so künstlich er den Plan zu Ausführung desselben anlegte, nicht gelang.

Ich hatte nähmlich die Rechnung über die Kirchenkasse, die sehr reich war, zu führen, und mein Herr hatte das Recht, so oft es ihm einfiel, meine Einnahme revidiren zu lassen, weil dieß der Stifter des Kirchenvermögens so angeordnet und dabey disponirt hatte, daß, wenn bey einer solchen Revision der iedesmalige Pfarrer nicht im Stande sey, den etwa in der Kasse bleibenden Ueberschuß mit baarem Gelde oder gerichtlich consentirten Scheinen zu gewähren, ihm sogleich die Verwaltung der Kasse, die übrigens sehr gut bezahlt ward, und fast die beste Einnahme des Dienstes ausmachte, zu nehmen. Diese Revision war noch nie, so lange ich den Dienst hatte, weder bey dem vorigen, noch ietzigen Herrn geschehen, ob ich gleich der von dem Stifter gemachten Anordnung immer eingedenk war.

Einst, als ich eben ein abgetragenes starkes Capital eingenommen hatte, kam ein wohlhabender Mann aus dem Dorfe zu mir, und klagte, daß er in einer großen Noth stekke, weil sein Eidam wegen eines Wechsels in Arrest kommen solle, wenn er nicht noch an diesem Tage zweyhundert Thaler schaffen würde.

„Es

„Es ist mir bekannt, Herr Pfarrer“ sagte er mir nach dieser Erzählung, „sie haben iezt Geld bey der Kirchenkasse liegen, borgen sie mir nur auf acht Tage diese zweyhundert Thaler gegen eine Handschrift. Sie wissen, sie sind bey mir in keiner Gefahr, und ich wäre bereit, ihnen gern eine gerichtliche Versicherung darüber auszustellen, wenn ich dadurch nicht zu lange aufgehalten würde, und wenn ich das Geld auf eine längere Zeit als acht Tage stehen lassen wollte. Helfen sie mir aus meiner Noth.“

So gern ich ieden, der irgend ein Anliegen hat, wenn es in meinem Vermögen stehet, aus seiner betrübten Lage rette; so würde ich doch großes Bedenken getragen haben, diesem Manne, mit dem verlangten Capitale zu helfen, ob es gleich ganz ohne Schaden der Kasse geschehen konnte. Ich hatte aber eben selbst die begehrte Summe liegen und ich sagte ihm die gesuchte Hülfe zu. Da ich aber iedoch das Geld nicht lange entbähren konnte, so beschloß ich, denselben in den Gedanken zu lassen, als ob ich ihm das gesuchte Geld aus der Kasse gäbe, um ihn desto eher zu veranlassen, daß er das gegebne Wort halten, und in acht Tagen wieder Richtigkeit treffen möchte. Ich zahlte ihm also auf diese Art das Geld als ein Capital der Kirche,

und er stellte mir unter dieser Form ein Bekenntniß aus.

Am folgenden Tage war ich kaum vom Lager aufgestanden, als unser Amtmann zu mir kam, und einen, vom Herrn eigenhändig geschriebenen Befehl vorzeigte, nach welchem er beordert war, in dessen Nahmen, der Stiftung gemäß, meine Kasse zu revidiren.

Da meine Rechnung in der besten Ordnung war, so zeigte ich ihm in sehr kurzer Zeit, daß alles in gutem Stande sey, und er ging mit Kopfschütteln wieder von mir.

Offenbahr sah ich nun, daß iener Mann auf Anstiften meines Herrn die gedachte Summe von mir begehret hätte, um mich dahin zu bringen, daß ich solche aus der Kasse hingeben sollte, damit ich bey der vorausbeschlossenen Revision nicht bestehen sollte, ob derselbe dieses gleich bey Abtragung der Schuld, die er mit demselben Gelde, das ich ihm gegeben hatte, leistete, nicht eingestehen wollte. So viel erfuhr ich wenigstens nach der Hand gewiß, daß das Vorgeben wegen seines Schwiegersohns erdichtet gewesen war. Dieser Anschlag, mich ins Unglük zu bringen, gelang also nicht; aber mein trauriges Schiksal wollte, daß der Zufall den Wunsch meines Herrn, mich zu stürzen, begünstigen mußte.

Ich hatte das Unglük, daß, durch Verwahrlosung meines Gesindes, in meiner Dienstwohnung des Nachts Feuer auskam, welches so schnell um sich griff, daß ich bey meinem Erwachen in der Gefahr war, zu verbrennen, und mit Noth, und nicht ohne Beschädigung, mich und mein tiefsinniges Weib, die ich bey ihrer Unthätigkeit auf den Achseln wegtragen mußte, wenn ich sie nicht wollte umkommen lassen, retten konnte. Alles andere, meine Mobilien, meine Bibliothek, mein Vieh — alles ward der Raub der Flamme. Da stand ich nun, entblößet von allem, auch von dem unentbehrlichsten, und neben mir meine Frau, die bald fürchterlich lachte, bald wie ein Verzweifelnder weinte.

Gott, das war eine Nacht! — Ich schlich mich bey meinem gänzlichen Unvermögen, etwas zur Rettung beytragen zu können, von dem Schauplaze der Verwüstung weg, und suchte in dem Dorfe bey einem Bauer Zuflucht. Das Feuer ward endlich gedämpft, und es blieb doch noch zu meiner Beruhigung bey Einäscherung der Pfarre, und die nah dabey stehenden Häuser wurden verschont. Es war gegen Morgen, als mir mein Wirth die Nachricht brachte, daß das Feuer getilgt sey, und ich dankte Gott, daß ich dem befürchteten Fluche derer, die wahrscheinlicher Weise mit mir das Ihrige verliehren würden,

entgangen war. So weh mir mein Verlust that, so war ich doch sehr gelassen bey meinem Unglük. Ich glaubte aber nicht, daß es noch vermehret werden könnte. Leider aber geschah dieß! —

Kaum hatte ich den halben Morgen bey meinem guten Wirthe zugebracht, als ich durch den Amtmann in Arrest genommen ward. Ich begriff erstlich nicht, was das zu bedeuten hätte; allein es ward mir bald eröffnet, daß, da durch meine Nachlässigkeit das Feuer ausgekommen und die Pfarreygebäude abgebrannt wären, deswegen eine Untersuchung; und, wenn ich schuldig befunden würde, und den Schaden nicht ersetzen könnte, meine Bestrafung nöthig sey. Ich für meine Person war ganz unschuldig und ging unter dem Vertrauen auf mein gutes Gewissen, getrost dahin, ob ich gleich nicht längnen kann, daß ich äußerst gebeugt war. Ich saß vier Wochen auf dem Schlosse, mußte mir Verhöre und Confrontationen mit meinem Gesinde und andern Zeugen, die erkauft waren, um gegen mich Beschuldigungen der Nachlässigkeit mit dem Feuer zu beweisen, gefallen lassen, und da endlich nichts auf mich, und auch die Art, auf die der Brand entstanden war, gar nicht an den Tag gebracht werden konnte, ward ich zwar losgelassen, dabey aber doch, weil bey Ermangelung des Verdachts,

als ob das Unglük durch Feueranlegen entstanden, die Vermuthung bleibe, daß es durch Verwahrlosung meines Gesindes entsprungen sey, wobey ich mich nicht außer Schuld befinde, meines Dienstes entsetzet.

Matt und krank verließ ich meinen Kerker und ging zu dem Manne im Dorfe, bey dem ich war arretirt worden und fand auch daselbst mein Weib, die, ob sie gleich von ihrem Vater hatte abgeholt werden sollen, dennoch nicht gewichen war, um mein Schiksal abzuwarten. Ich traf sie in einer sehr vernünftigen Verfassung an, und da mich der an ihr bemerkte lezte Zug rührte, so erwiederte ich ihre freundliche Empfangung mit Zärtlichkeit.

Mir war nun diese Gegend zuwider. Ich bewog daher meinen Wirth mir zwanzig Thaler zu borgen, und ging mit meinem Weibe zu Fuß, mit der größten Wehmuth von *** weg und auf Leipzig zu. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam ich daselbst bey meinem Schwiegervater an.

Ach Gott, welche Zusammenkunft! Arm und entblößt bey demjenigen Zuflucht suchen, der selbst arm und entblößt ist! Mit Thränen ward ich von den Aeltern meines Weibes empfangen, und ihr erstes Wort, das sie mir schluchzend ent-

gegen stammelten war: „Ach wie werden wir leben!“ Ich befriedigte sie mit der Vorstellung, daß, wenn sie mir nur ein kleines Zimmer eingeben könnten, ich ihnen keine Beschwerde verursachen wollte; was aber mein gepreßtes Herz empfand, das weiß nur Gott, und ich kann es nicht beschreiben. So müde und matt ich von der Beschwerlichkeit meiner Reise war, so ging ich doch noch an eben diesem Tage aus, und mir Information zu verschaffen.

Es glükte mir dieß mehr als ich glaubte. Ich bekam, weil ich noch von meinem ersten Aufenthalte in Leipzig bekannt war, in verschiedenen guten Familien die Stelle eines Hauslehrers. Ein gewisser Kaufmann, dem ich, als einem alten Bekannten, meine betrübten Umstände eröfnete, strekte mir sogleich hundert Thaler vor, und mir war vor der Hand sehr geholfen. Ich schafte das nöthigste für mich und meine Frau zur Bekleidung an, und wir lebten eine gute Zeit, obgleich dürftig, dennoch ohne Noth zu leiden.

Was ich während dieser Zeit in manchen Stunden ausgestanden habe, wenn mich der Gedanke, ein entehrtes Weib an meiner Seite zu haben, die Vorstellung meines traurigen Schiksals, und der Blik in eine dunkle Zukunft,

zum

zum Nachdenken brachten, das kann nur der wissen, der ie in einem ähnlichen Zustande gewesen ist, und ich will den Kampf, den ich oft kämpfen mußte, meinem ärgsten Feinde nicht wünschen —

Unvermuthet ward ich in den Zeitungen gerufen, um der Publication eines Testaments, das mein erster Wohlthäter und Pflegevater, der Herr von Güldenstern, gemacht hatte, beyzuwohnen. Da ich vermuthete, daß sich die Gesinnung dieses Herrn gegen mich noch vor seinem Absterben geändert hätte und ich in seinem lezten Willen bedacht seyn müßte, so reisete ich ohne Bedenken ab, um in dem gesezten Termine selbst erscheinen zu können.

Als ich auf dem Schlosse ankam, wo ich war erzogen worden, und so viele Jahre vergnügt gelebt hatte, konnte ich einer ganzen Fluth Thränen keinen Einhalt thun. Ich kehrte bey dem Verwalter ein, der immer noch der nähmliche war, und erfuhr da, daß alle Glieder der Familie meines ersten Versorgers und Wohlthäters bis auf die Fräulein Henriette, die iezt die Gemahlinn eines Obersten von Lazari war, in die Ewigkeit gegangen wären. Von dem Innhalte des Testamentes aber und in wie weit es mich anginge, konnte mir der Verwalter nichts sagen.

Ich war kaum einige Stunden bey diesem Manne, als meine Ankunft schon auf dem Schlosse bekannt war. So gleich kam der Oberste selbst mit seiner Gemahlinn, der Freundinn meiner Jugend, um mich zu sich abzuholen. Die Freude, die sie hatte, wie sie mich sah, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich, wie ihren Bruder, so sehr ich dieß aus wahrer Demuth, die bey meinen Umständen eine meiner natürlichsten Eigenschaften war, vermieden hätte. Mir war, da ich dieß nicht konnte, bange, der Oberste möchte seiner Gemahlinn Betragen übel aufnehmen, aber ich hatte bald Ursache, meine Furcht abzulegen. Er war über ihre Aeußerungen bis zu Thränen gerührt, und sie hatte mich kaum losgelassen, als auch er mich auf die herablassendste Art umarmte, und mir für die vielen guten Stunden dankte, die ich, wie er sich ausdrükte, seiner Seelenguten Frau, nach ihrer eigenen Erzählung, in ihrer Jugend gemacht hätte.

„Kommen Sie“ sagte er dann, „mit uns, Sie müssen die Zeit ihres Hierseyns recht nah bey uns zubringen.“ Sogleich nahmen mich beyde in die Mitte, und führten mich auf das Schloß.

Ich

Ich mußte der Oberstinn meine Schiksale erzählen, und sie lösete mir nun das Räthsel auf, das mir immer die von ihrem Vater so schnell veranstaltete Entfernung meiner Person gewesen war. Ihre Stiefmutter hatte den Herrn von Güldenstern, meinen Pflegevater, durch allerhand Erdichtungen zu bereden gewußt, als ob ich mit Henrietten, der ietzigen Oberstinn, ein geheimes Liebesverständniß hätte.

Dieser, sonst der beste und vortrefflichste Mann, konnte alles dulden, nur den Gedanken nicht, daß ein adeliches Frauenzimmer sich mit einem Menschen vom bürgerlichen Stande so weit bekannt machen wollte, und ward darüber außerordentlich aufgebracht. Er wollte mich sogleich fortiagen, und Henrietten in ein Stift bringen, aber sein boshaftes Weib, die befürchten mochte, ein so schleuniges Verfahren möchte zu Entdekkung ihrer Bosheiten Anlaß geben, hintertrieb es und bewirkte, daß ich auf die Ihnen bereits erzählte Art aus dem Hause geschaft ward.

Alles dieß wußte die Oberstinn damals, als ich das Schloß verlassen mußte, so wenig, als ich zu iener Zeit die Gründe vermuthen konnte, aus denen mich mein sonst so väterlich gesinnter

Wohlthäter verstieß. Der ganze Zusammenhang kam erst hernach an den Tag. —

Doch ich erzähle weiter. Der Herr von Güldenstern ließ sich gegen seine Tochter nach meiner Entfernung nicht heraus und die Ursachen von dieser Veränderung wurden ganz nicht erwähnt, obgleich die Kinder des Hauses, besonders Henriette, die über meine Abwesenheit viele Thränen vergoß, sehr oft darnach fragten. Mit der Zeit wurden sie endlich meiner Abwesenheit gewohnt, und über das darauf folgende plözliche Ableben der beyden andern Fräulein, die noch außer Henrietten da waren, ward der Sache nicht mehr gedacht, und mein Pflegevater lebte ganz vergnügt mit seiner Gemahlinn.

Allein dieß dauerte nicht lange. Es ward kurz darauf ein Regiment Soldaten in iene Gegend gelegt, dessen Officiere den Herrn von Güldenstern fleißig besuchten, und bey dieser Gelegenheit machte seine Gemahlinn sehr viele Bekanntschaften. Besonders fesselte sie ein gewisser Lieutenant von Eichzapf, mit dem sie einen sehr ärgerlichen Lebenswandel führte. Ihr Mann, dem dieß alles nicht verborgen bleiben konnte, besserte an ihr, so viel er konnte. Aber, weit entfernt daß dieß Eindruk auf sie hätte machen sollen, so trieb sie vielmehr ihre Ausschweifung

fung so weit, daß sie endlich mit diesem Officier durchging, und ihres Gemahls beste Sachen mitnahm.

Nun folgte aber auch die Rache auf dem Fuße nach. Kaum eine Meile von dem Schlosse des Herrn von Güldenstern, verlohr die Chaise, worin sie mit dem Officier reisete, am Rande eines Berges, ein Rad, und stürzte mit Personen und Pferden in den Abgrund. Hier trafen die zum Nachsetzen abgeschikten Leute die Frau von Güldenstern halbtod da liegend an, und die Trümmer der zerbrochenen Chaise lagen um sie herum. Officier, Kutscher und Pferde aber, die also unbeschädigt geblieben seyn mußten, waren fort, und mit ihnen die geraubten Kostbarkeiten meines Pflegevaters.

Man brachte die Frau von Güldenstern unter beständigen Ohnmachten zurük auf das Schloß, wo sie den Händen der Aerzte und Wundärzte übergeben ward, die ihr gleich alle Hoffnung zur Wiederherstellung auffsagten, und ihr keine längere Lebensfrist, als höchstens von vier und zwanzig Stunden versprachen. Der nahe Tod erwekte endlich das bisher so festschlafende Gewissen dieser Frau, und sie wollte verzweifeln. Sie gestand nun ihrem Gemahl unbegreifliche Schandthaten, die sie in der Stille begangen hatte,

te, und bat ihn um Vergebung. Unter andern bekennte sie denn auch, daß ihr Vorgeben mit mir und Henrietten von ihr erdichtet worden sey, um mich aus dem Hause zu schaffen, weil sie geglaubt hätte, es werde ihrem Sohne, der doch aber gleich nach meiner Entfernung an den Blattern gestorben ist, durch mich etwas entzogen. Zulezt eröffnete sie noch unter dem Gefühle unzählicher Schmerzen, die ihr die erlittenen großen Beschädigungen an ihrem Körper verursachten, daß sie die beyden verstorbenen Fräuleins mit beygebrachtem Opium hingerichtet habe, und auch Henrietten auf diese Art in die andere Welt zu schikken, willens gewesen, aber immer daran verhindert worden sey, den zubereiteten Trank ihr beyzubringen. Nun gab sie ihren Geist auf.

Mein tiefgebeugter Pflegevater war nach ihrem Tode besonders darum besorgt, wie er mich ausfündig und das mir angethane Unrecht gut machen könnte. Er gab sich alle Mühe, mich auszuforschen; allein vergeblich. Da nun nachdem auch seine beyden Söhne unverheyrathet hinstarben, und nur Henriette, die Oberstinn, übrig blieb, so machte er mit Wissen und unter williger Einstimmung dieser seiner Tochter ein Testament, vermachte mir darin tausend

Tha=

Thaler, und befahl seiner Tochter, nach seinem Tode mich in allen Zeitungen rufen zu lassen. Das hatte denn nun auch die Oberstinn gerne gethan. Sie wieß mir nun selbst den Innhalt des Testaments, zahlte mir sogleich die vermachten tausend Thaler in lauter Gold aus, und es bedurfte gar nicht einmal der Abwartung des nur pro forma anberaumten Termins. Ich mußte vier Wochen bey dem Obersten zubringen, und ward außerordentlich gut bewirthet. Er hätte mich gerne bey sich behalten, wenn es ihm möglich gewesen wäre, mir in der Nähe eine Pfarre zu verschaffen.

Endlich ging ich, nach einem auf beyden Seiten wehmüthigen Abschiede, wieder ab, und reisete nach Leipzig zurück. Ich traf mein Weib sehr krank an, und zwar mehr an der Seele als am Körper. Ihre Melancholie hatte sich wieder eingestellt, und diese ward endlich so stark, daß auch ihr Körper unterliegen und sie sterben mußte.

Sollte ich Ihnen ihre lezten Stunden beschreiben, so würden viele Bogen nicht zureichen, und Sie würden durch die Beschreibung der Kämpfe, mit denen sie fast bis an den lezten Hauch ringen mußte, äußerst gerührt werden. Ich habe bey ihrem Ende über ihre öftern

Zwei=

Zweifel, ob sie selig sterben werde, die oft Verzweiflung waren, so viel gelitten, daß auch die Zeit bis daher dieses Gefühl nicht hat vertilgen können, und der Gedanke an iene Scene preßt mir noch Thränen aus.

Nach dem Tode meiner Frau beschloß ich, Leipzig zu verlassen, weil mich verschiedene, um eine Versorgung fruchtlos gemachten Bemühungen an meinem Unterkommen in dieser Gegend ganz zweifeln ließen. Ich überließ meinem Schwiegervater mein ererbtes Geld als ein zinsbares Capital, weil er sich damit einiger Maßen aufzuhelfen glaubte, behielt für mich nur hundert Thaler, und ging mit dem, was ich nach Bezahlung meiner Schulden noch übrig hatte, nach G***, um zu versuchen, ob es mir da besser glükken wollte. Ich fand aber auch nicht, was ich suchte, ob ich gleich das Gegentheil sehr gewiß vermuthete. Denn da ich an diesem Orte war, so ging ich in die Kirche, und hörte eine vortreffliche Predigt „von der Fürsorge für dieienigen, die unsern Schuz begehren, als ein Kennzeichen eines wahren Christen." Ich ward durch die gute Ausführung dieses Satzes außerordentlich gerührt, noch mehr aber nahm mich das Aeußerliche des Predigers ein, der ganz aus Herzensgrunde zu reden schien.

Mit einem Vertrauen, das ich noch nie auf einen Menschen gesezt hatte, ging ich nach der Kirche zu diesem Prediger, um ihm mein ganzes Herz zu eröfnen. Es hielt schwer, daß ich vor ihn kam, doch geschah dieß endlich nach vielem Bitten.

„Was wollen Sie?" war die Anrede an mich, mit nur halb aufgemachter Stubenthür.

„Ich wollte gern mit dem Herrn **** nur einige Worte zu sprechen, mir die Ehre geben."

„Nun was ist denn Ihr Anbringen?" (indem ich halb mit Widerwillen in die Stube gelassen ward, und an der Thür vor dem Herrn stehen bleiben mußte.)

„Wollen Sie mich anhören? Meine Bitte erfodert eine etwas weitläuftige Erzählung!"

„Gott, wo sollte man da die Zeit hernehmen, dergleichen so anzuhören. — Ich muß Ihnen gleich voraussagen, wenn sie etwa Geschenke, oder sonst Unterstützung verlangen, daß ich Ihnen nicht helfen kann, wo sollte da das Geld herkommen."

„Ich verlangte eigentlich kein Geld, nur Beystand, nur guten Rath, und Ihre heutige Predigt versprach mir beydes."

„Ja,

„Ja, was Beystand, was guter Rath, wie kann man den unbekannten Leuten geben! Wir haben hier so genug mit Bekannten zu thun, wenn wir uns gar mit Fremden einlassen wollten, wie wäre das auszustehen. Zudem habe ich heute noch auf eine Leichenpredigt zu meditiren.“ — Hier schob er mich etwas auf die Thür zu und ich verstand das Compliment.

„Ich sehe“ sagte ich, „daß man auch hier sagen muß: thut nicht nach ihren Werken, sondern nach ihren Worten, und empfehle mich Ihnen.“ Mit dieser Antwort verließ ich das Haus dieses Mannes, und ging sogleich mit betrübtem Herzen zum Thor hinaus.

Ich war nicht gar lange gegangen, als ich auf einen alten Dorfpfarrer stieß, der mich gar freundlich fragte, „wo ich zureisen wollte.“ Noch ganz eingenommen von Unwillen über meine fehlgeschlagene Hoffnung, in jenem Manne das anzutreffen, was mich sein Stand und seine Predigt erwarten ließ, war ich anfänglich ganz zurükhaltend gegen den Prediger. Nach einer kurzen Unterredung aber nahm er mich durch sein offenes Wesen und seine treuherzigen Aeußerungen so ein, daß ich ihm alle meine Schiksale erzählte.

Er war darüber gerührt und gab den Wunsch zu erkennen, daß er mir gern helfen wollte. Zugleich

gleich bat er mich, ihm in sein Dorf zu folgen und einige Zeit bey ihm zu verweilen; vielleicht, fügte er hinzu, kann ich Ihnen zu dem behülflich seyn, was Sie suchen. Ich trug kein Bedenken, den Vorschlag anzunehmen, und er nahm mich mit sich hierher nach Sommerhayn, auf die Pfarrwohnung. Hier traf ich weiter niemand an, als eine einzige Tochter des Geistlichen, die sein Hauswesen versah — sein Weib und die übrigen Kinder waren gestorben. Er gab mir eine eigene Stube ein, und machte mit mir aus, daß ich gegen den Genuß alles desienigen, was ich zu meinem Unterhalte bedürfen würde, bey ihm bleiben, und ihm bey seinem Alter zuweilen im Predigen unterstützen sollte.

Gern verstand ich mich dazu, da es mir an diesem Orte gefiel, und ich so in einer gewünschten Einsamkeit mein Leben nothdürftig fortzubringen hoffen durfte, weil ich doch auch auf die Zinsen von meinem Capitale rechnen konnte.

Ich lebte in meinem nunmehrigen Zustande recht vergnügt, mein Hauswirth war der ehrwürdigste Geistliche, den ich ie gekannt habe, und der Umgang mit seiner Tochter gefiel mir auch. Gleichwohl war mein Wille nicht, meine ganze Lebenszeit hier zuzubringen, ich hoffte immer noch, auf irgend eine Art unter zu kommen,

zu welcher Hoffnung (so sehr viel Eindruk hat das Geld auch auf diejenigen Menschen, die sonst nicht gewohnt sind, ihr Vertrauen auf etwas anders als Gott zu setzen,) der Gedanke an mein Capital in Leipzig nicht wenig beytrug. Allein bald verschwand auch diese Stütze. Ich war kaum ein halbes Jahr bey meinem guten Pfarrer Luther — so hieß der Mann — als ich die Nachricht erhielt, daß mein Schwiegervater mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden gestorben, und zur Bezahlung meines Capitals keine Hoffnung sey. Ich habe auch nachher nicht einen Heller für meine neunhundert Thaler erhalten.

Dieser Verlust schmerzte mich, und ob ich mich gleich gegen meinen Wirth und seine Tochter, die auch nicht einmal wußten, daß ich dieses Capital in Leipzig stehen gehabt hatte, nichts davon verlauten ließ; so merkten sie doch meine Unzufriedenheit. Mein alter Pfarrer mogte sie ganz unrecht auslegen, und, begierig mich zufrieden zu stellen, that er mir unvermuthet einen, seiner von meinem Mißvergnügen vorgefaßten Meinung angemessenen Vorschlag.

Ich saß einst bey ihm im Garten, und sprach mit ihm von verschiedenen Dingen. Plözlich brach er ab, und sagte: „Sie kennen mich

nun

nun ganz und ich hoffe, als einen ehrlichen Mann. Gereicht ihnen das Anerbieten, daß ich sie mir bey meinem Amte will beysetzen, und ihnen meine Tochter zum Weibe lassen, zur Zufriedenheit, so sagen sie ia! und es soll geschehen.

So bin ich nie überrascht worden, aber auch nie habe ich, auch nur in gleichgültigen Dingen, eine so schnelle Entschließung gefaßt. Es sey, daß es die wahre Achtung gegen diesen würdigen Alten war, die mich hieß, seine Frage, die ich für einen Wunsch halten mußte, zu beiahen, oder daß wirklich ein, vorher noch unentwikkelter Trieb des Verlangens zur Verbindung mit seiner Tochter in meinem Herzen keimte — kurz, ich sagte entschlossen ia! und, ehe ein Monat verging, war ich Substitut und kurz darauf Schwiegersohn des Pfarrer Luthers.

Jezt begann ich ruhig zu seyn. Ich fand in meiner Frau eine gute Wirthinn und eine Liebevolle, redliche Gattinn. Meine Tage flossen ruhig dahin, und ich führte ein zwar einförmiges aber gutes Leben, das, einige zum Theil langwierige Krankheiten meiner Kinder ausgenommen, lange Zeit durch nichts unangenehmes als den Tod meines Schwiegervaters, der ungefähr vier Jahre, nach der ihm geschehenen Sub-

stitution, erfolgte, und nach welchem ich seine Stelle ganz erhielt, unterbrochen ward.

Mein Ehestand gab mir vier Söhne und vier Töchter. Alle diese Kinder machten mir durch ihre Folgsamkeit, durch ihre Frömmigkeit und durch ihren Fleiß mein Leben zu dem angenehmsten. Ich hatte die beste Hoffnung, an ihnen allen eine große Stütze in meinem Alter zu finden. Allein sie schlug fehl, und es kam nach einer langen Pause ein Zeitpunkt, wo mein unglükliches Schiksal, das mich von meinen ersten Jahren an verfolgt hatte, wieder aufwachte, und nur um deswillen bisher geruhet zu haben schien, um mir mit desto mehrerm Nachdrukke seine Streiche fühlen zu lassen.

Mein erster Sohn, ein Theologus, kam allem menschlichen Ansehen nach, ganz gerathen, von Akademien zurük, und ließ mich, bey den über seine Wissenschaften angestellten Versuchen, viele Freude empfinden. Nicht gar lange nach seiner Zurükkunft ward er in das Haus des Herrn van der Hardt zum Hofmeister eines, noch nicht herangewachsenen Bruders dieses Herrn, verlangt, und, unbekannt in dieser Familie, hielt ich dieses für ein Glük für meinen Sohn, und lag ihm selbst an, diese Stelle anzunehmen.

Er that es, und ein ganzes Jahr vergieng, ohne daß ich etwas widriges seinetwegen erfahren hätte.

Unvermuthet erhielt ich folgenden Brief von ihm, den ich Ihnen, so wie alle andere, die in dieser Sache geschrieben worden sind, ganz mittheilen kann.

„Sie werden Sich wundern, daß ich Ihnen nicht, wie gewöhnlich, von Reinstein aus schreibe, aber ich bin leider nicht da, sondern mit unmenschlicher Behandlung von dort weggeiagt worden. Ich gestehe Ihnen gleich aufrichtig die Ursache dieser Veränderung. Mein steter Umgang mit des Herrn van der Hardt Fräulein Schwester, zu dem ihr Bruder selbst, durch seine beständige, von seiner ausschweifenden Lebensart veranlaßte Abwesenheit, den größten Vorschub that, hat zwischen mir und ihr eine Liebe hervorgebracht, die auf beyden Seiten die zärtlichste und unauslöschlichste ist.“

„Die Fräulein, deren Charakter und Denkungsart ganz das Gegentheil von den Gesinnungen ihres Bruders ist, hatte eine Neigung zu mir, die sie schlechterdings nicht aufgeben, sondern, dem zwischen ihr und mir von dem Schiksale gemachten Unterschied zum Troz, durch eine Verheyrathung mit mir, ganz befriedigen wollte. Ich selbst habe ihr im Anfange, Gott weiß es! —

Vorstellungen dagegen gemacht und sie gebeten, eine Liebe zu unterdrükken, die wahrscheinlicher Weise wenigstens auf ihrer Seite nicht glüklich seyn könnte: aber umsonst. Sie beharrte allezeit dabey, daß sie kein Stand, kein Reichthum, sondern nur der Besitz meines Herzens glüklich machen könnte, und schwur, daß, wenn ich fortführe, ihr das Versprechen, sie ehelichen zu wollen, zu versagen, sie lieber dem Heyrathen ganz entsagen würde. — Warum sollte ich nun länger anstehen, eine Verbindung einzugehen, die ohnedieß mein Herz längst gewünscht, obgleich die Vernunft widerrathen hatte? Ich gab ihrem mir so schmeichelhaften, und meinen innigsten Gefühlen so angemessenem Verlangen nach, und wir gaben einander, unter den feyerlichsten Versicherungen das wechselseitige Versprechen, uns ewig zu lieben, und so bald meine Umstände es leiden würden, diese Liebe öffentlich zu bekennen und uns am Altare zu vereinigen."

„Unser Umgang ward nunmehr, ob er gleich, wie Sie ohnedieß von mir überzeugt seyn werden, Engelrein blieb, dennoch vertrauter, und der Herr van der Hardt fing endlich an, unser Verständniß zu argwohnen. Wir waren zu weit von aller Arglist entfernt, und zu sehr von der Untadelhaftigkeit unserer Bekanntschaft überzeugt, als daß wir

wir das Aufpassen auf uns hätten vermuthen sollen, das der Herr van der Hardt heimlich veranstaltet hatte, sondern nuzten, so wie zuvor, mit aller Sorglosigkeit, ieden Augenblik, wo wir allein seyn und uns unsere Empfindungen entdekken konnten."

„Gestern verreisete der Herr van der Hardt, und gab vor, daß er in einigen Tagen nicht wieder kommen würde. Seine Schwester, mein ewig angebetetes Dorchen, besorgte nach seiner Abreise die Geschäfte der ihr aufgetragenen Wirthschaft, und ich erfüllte die Pflichten meines Amtes bey meinem Zögling, bis der Abend heran kam. Dann aßen wir mit einander, und, als mein guter Junker Fritz sich niedergelegt hatte, blieb ich mit meinem Dorchen in der ordentlichen Wohnstube, und wir unterhielten uns von unserer Liebe, die wir von neuem befestigten und mit vielen Küssen versiegelten."

„Als ich eben das Zimmer verlassen und auf meine Stube gehen wollte, sprang der Herr van der Hardt aus einem anstoßenden Kabinette, worin er sich nebst einigen seiner Leute verborgen hatte, mit einer Peitsche auf mich los, und mit den Worten: „Ha, Hundsfott, ich will dir weisen, was einer bürgerlichen Canalie gehört, wenn sie sich untersteht, an eine Verbindung mit un-

unserm Stande zu denken," schlug er mich nebst seinen Gehülfen, und ließ mich ohne seine Schwester, die, um ihn zu besänftigen, ihm oft in die Arme und sogar einige Male zu Füssen fiel, anzuhören, auf die unmenschlichste Art aus dem Hause schleppen. Ich ging oder kroch vielmehr unter dem Gefühle Nahmenloser Schmerzen auf diesen Ort zu, mußte aber bis zum Anbruche des Tages zubringen, eh ich denselben erreichte."

„Er muß erfahren haben, daß ich hier bin, denn heute Nachmittags schikte er mir durch seine Pferde meine Haabseligkeiten hierher."

„Mein Schmerz ist unendlich und nichts vermehrt ihn mehr, als der Gedanke an das Schiksal meines Dorchens und an meinen guten Zögling, der, wie mich der Kutscher versicherte, über meine Abwesenheit unaufhörlich geweint, und, ohne Antwort zu erhalten, alle Leute im Hause gefragt hat: wo ist mein Herr Müller?"

„Was soll ich anfangen, lieber Vater? — Ich that mit Bedacht diese Frage erst schriftlich an Sie, um Sie durch eine unvermuthete Ankunft nicht zu sehr zu überraschen, wiewohl ich auch in einigen Tagen, der erlittenen Mißhandlungen wegen, noch nicht im Stande seyn werde, von hier wegzureisen, — was soll ich anfangen? Rathen Sie mir!"

Daß

Daß mir bey Lesung dieses Briefes sehr wehe ums Herz ward, darf ich nicht erst sagen. Ich überlegte unter vielen Thränen, was da zu thun sey, als mir ein eigener Bote folgenden Brief von der Fräulein van der Hardt überbrachte.

„Wissen Sie das harte Schiksal Ihres Sohnes noch nicht? Wissen Sie noch nicht, daß Ihr Sohn auf die schändlichste Art aus unserm Hause geiagt worden ist — so sagt es Ihnen iezt dieienige, die die Ursache davon ist. Ich bin es, die ihn verleitete, mir sein Herz zu schenken, und eine Verbindung mit mir einzugehen, die mein unmenschlicher Bruder auf die grausamste Weise an dem ganz unschuldigen Theile — nach seiner Einbildung — gerochen hat.“

„Mit der Bitte um Verzeihung wegen meiner Schuld bey dem Unrechte, das Ihrem Sohne geschieht, halte ich mich iezt nicht auf, noch weniger erwarten Sie von mir ein Bekenntniß meiner Sinnesänderung in Rüksicht auf die mit ihm eingegangene Verbindung. Ich bleibe, auch unter tausend Martern, die heilig Verlobte Ihres Sohnes. Ich bitte Sie vielmehr, alles, was in Ihren Kräften steht, anzuwenden, um meine unwandelbare Liebe zu unterstützen. — Schreiben Sie mit Rükgang dieses Botens an meinen Bruder, und stellen ihm unter Beziehung auf die-

sen meinen Brief vor, daß nie von mir die Entsagung einer Liebe zu hoffen sey, die mich ganz allein glüklich machen könne, und daß ich eher Ihrem Sohne in den entferntesten Theil der Welt folgen, als mich von ihm abwendig machen lassen würde — daß es ihm nichts schade, ob ich die Gemahlinn eines Ordensmannes oder die Frau eines Dorfpfarrers sey — daß Sie Ihre Einwilligung in meine Verbindung mit Ihrem Sohne gäben, und daß er die seinige, die ohnedieß nicht von Nothwendigkeit wäre, nicht aufhalten und Weitläuftigkeiten vermeiden möge, die ihm nichts helfen und mir schaden würden. Thun Sie das, Vater meines Geliebten, und also auch mein Vater!" —

„Sie kennen mich noch nicht, aber wenn ich erst das Glük habe, mit Ihnen durch die engsten Bande verknüpft zu seyn, dann sollen Sie erfahren, daß mein Herz es würdig war, sich so für mich zu verwenden."

Was sollte ich nun thun? Gern hätte ich meinen Sohn erst gesprochen, ehe ich den mir von der Fräulein vorgeschlagenen Weg ging, und überhaupt schien mir so viel Romanhaftes in der Sache vorzukommen, daß ich anstand, eine Rolle bey diesem Schauspiele zu übernehmen, das sich nach meiner Vorstellung mit der Reue der

Fräu=

Fräulein endigen konnte. Die mündliche Nachricht des Botens aber, daß sie ihn mit unzählichen Thränen gebeten hätte, mich zur Befolgung ihres Vorschlags zu bewegen, bestimmte mich dennoch, einen Schritt zu thun, den ich freylich nie ganz überlegt nennen kann. Ich schrieb folgendes an den Herrn van der Hardt:

„Zürnen Sie nicht, wenn der Vater desienigen, der sie beleidiget hat, sich unterstehet, mit einer Bitte für seinen Sohn bey Ihnen zu erscheinen. Zwar kann ich ihn wegen seines kühnen Unternehmens nicht entschuldigen, das überhaupt vor dem Richterstuhle der Vernunft, die, nach einmal in der menschlichen Gesellschaft angenommenen Verhältnissen und Grundsätzen urtheilen muß, nicht gut geheissen werden kann; aber lassen Sie die Liebe, diese, den Menschen so natürliche und so tief in seiner Natur gegründete Leidenschaft, für ihn reden. Die Macht dieser Empfindung, die schon so viele unmöglich scheinende Dinge in der Welt bewirkt hat, hat auch hier zwey Herzen vereiniget, die die menschlichen Verhältnisse, so wie sie iezt sind, nicht für einander bestimmt zu haben scheinen. Ihre Fräulein Schwester ist ganz an meinen Sohn gefesselt und entsagt allen glüklicheru Bestimmungen, zu deren Erlangung ihre Geburt und andere vor-

theil-

theilhaften Umstände ihr die gegründetste Hoffnung geben. Sie sezt ihr ganzes Glük in die engste Vereinigung mit meinem Sohne, und hofft es bey ihm zu finden, ob sie gleich einst mit ihm nichts als die geringen Einkünfte und die niedrige Würde eines Dorfpfarrers theilen kann."

„Ich würde dieser Verbindung ganz entgegen seyn, und sie mit Anwendung aller Mittel zu zerstöhren suchen, wenn ihr Ursprung nur allein dem kühnen Unternehmen meines Sohnes zuzuschreiben wäre, weil ich gar wohl weiß, welche traurigen Folgen dergleichen Mißheyrathen oft haben; da aber das zwischen meinem Sohne und Ihrer Fräulein Schwester geflochtene Band, auf der Seite der leztern, wie ich gewiß weiß, zu viele feste und ohne Schaden ihres Herzens unauflösliche Knoten hat, so ermuntern mich bekannte Beyspiele auch glüklich ausgefallener sogenannter Mißheyrathen, zu Begünstigung einer solchen Liebe ernstliche Versuche zu wagen. Sie, gnädiger Herr! bitte ich daher um Ihre Einwilligung in die Verbindung meines Sohnes mit Ihrer Fräulein Schwester. Was kann Ihnen auch eine solche Heyrath schaden! Freylich will die Etikette, daß der Mann von Ihrem Stande solchen Verwandtschaften ausweiche, die Sie durch die Ehe Ihrer Fräulein Schwester mit meinem Sohne zu erwar=

erwarten haben, aber die Etikette muß dann doch wohl nachstehen, wenn der Wohlstand einer Schwester bey Beobachtung derselben leidet. Und das würde hier erfolgen, wie ich aus Ihrer Fräulein Schwester eignen, mit aller Entschließung gethanen, Erklärung weiß. — Opfern Sie immer der brüderlichen Liebe ein für den Wohlstand angenommenes Vorurtheil auf! Sie haben hierin schon mehrere edle Herzen zu Vorgängern."

„Noch einmal, nicht meiner, nicht meines Sohnes wegen, bitte ich um diese Nachsicht. Glauben Sie nicht, daß Ehrbegierde, Stolz oder übertriebene Liebe zu meinem Kinde Antheil an diesen Aeußerungen haben, nein! blos der Wunsch eines, ohnedieß verwundeten, Herzens zu schonen, hat mich zu diesem Schritte verleitet. Ich hoffe deswegen auch von ihrer Denkungsart, daß ich wegen meiner Freyheit von Ihnen Vergebung erhalten werde, und bin u. s. w."

Ich gestehe es nochmals, daß dieser Schritt etwas unvorsichtig war, doch glaube ich bey edler denkenden Menschen keine Antwort verdient zu haben, als folgende ist. Ich theile Sie Ihnen zur vollkommenen Einsicht meiner Schiksals ganz mit.

„Was beginnst Du, alberner Pfaffe, daß Du Dir einfallen lässest, mich zur Einwilligung

in

in die Heyrath meiner wahnwitzigen Schwester (denn daß sie das ist, gesteht ieder Vernünftige ein,) mit Deinem bürgerlichen Schurken zu bereden! Entweder bist Du noch ganz unwissend in dem, was zur Aufführung gegen unsern Stand gehört, oder Du besitzest den dummsten Stolz, der noch ie an einem so unrechten Orte, als das Herz eines Unadelichen ist, sich befunden hat. Jenes kann ich Dir nicht zutrauen, denn Du hast oft Gelegenheit gehabt, mit Leuten von meinem Stande Bekanntschaft zu machen; also ist dieß die Ursache Deiner Unverschämtheit? — Dein abgeschmakter Hochmuth? — O den lege nur bey rechter Zeit ab! — Wisse, daß ich eher ein Glied meines Körpers entbähren will, als mich in Deiner Halunkenverwandtschaft wissen! Das wäre noch meine Lust in der Welt, wenn mich so ein schwarzrökkigter Bärnheuter bey seinen Bauern als einen Verwandten allegiren könnte! Nein, Kerl, daraus wird in alle Ewigkeit nichts. Hörst Du? Aus Deinem Plane, den Dir Dein dummer Hochmuth eingegeben hat, wird nichts! — Lieber will ich meine Schwester todt, als in den Händen eines so armseligen Theologen wissen, wie Dein Sohn ist. Und da rede mir nur gar kein Wort mehr, wenn Du mich nicht zur äußersten Rache aufbringen willst — Meiner Schwester will ich ihre Grillen schon vertreiben, und wenn ich

ich ihr den Staar werde gestochen haben, so wird sie mir es noch danken. Das Ende vom Liede ist: aus dieser ganzen Sache wird nichts."

Den Schmerz, den ich bey Lesung dieses Briefes fühlte, kann ich Ihnen nicht schildern. Ich hätte für Wehmuth schmelzen mögen. Solche Behandlung ging über alles Leiden, wovon mein Leben vorher erfüllt war. Ohne Zweifel konnte ich diesen Unmenschen verklagen, und hinlängliche Genugthuung hoffen; da ich aber eine solche Rechtfertigung meinem Stande für unanständig hielt, so schwieg ich, und ertrug diese Beleidigung, nach vielen schweren Kämpfen, endlich doch mit Geduld.

Indessen vergingen einige Tage und ich schikte ein eigenes Geschirr nach Thalheim, wohin mein Sohn geflüchtet war, um ihn nebst seinen Sachen abholen zu lassen; allein er war unter der Zeit mit Zurüklassung seiner Haabseligkeiten weggegangen, und der Mann, wo er logirt hatte, konnte nicht die geringste Nachricht von ihm geben. Zugleich ward auch das Fräulein van der Hardt vermißt. Von lezterer ist sehr muthmaßlich, daß sie sich ersäuft hat, denn, leider! — Stükke ihrer Kleidung wurden in dem, nahe bey Reinstein vorbeyfließenden Flusse gefunden, obgleich von ihrem Körper nie etwas zum Vorschein

schein gekommen ist; von meinem Sohne aber habe ich bis iezt auch nicht die geringste Wissenschaft.

Nun erklärte mir der Herr van der Hardt, daß er ewig mein Feind seyn, und wegen des Verlustes seiner Schwester an mir bey aller Gelegenheit Rache suchen würde. Doch ist darauf nichts erfolgt, und ich hatte nicht mehr an seine Feindschaft gedacht, bis ich von Ihnen veranlaßt ward, ihn als den Urheber der Entfernung meiner Helene anzusehen und die Entführung derselben für eine Wirkung iener Drohung zu halten. — Doch ich erzähle meine Geschichte weiter.

Ich hatte Hoffnung, statt meines verlohrnen Sohnes eine neue Stütze an seinem, ihm im Alter folgenden Bruder zu erlangen. Dieser ging kurz nach diesem Vorfall auf die Akademie nach Leipzig, und ließ mich im Anfange nichts als lauter gute Nachrichten von seinem Fleiße und guter Aufführung hören, die zu meiner Beruhigung über das ungewisse Schiksal meines ältesten Sohnes viel beytrugen. Allein bald ward die alte Wunde wieder aufgerissen, und mein Leiden noch durch eine neue vermehrt. Ich erhielt einst in einem Monate keinen Brief von meinem Sohne, und eben, als ich mich um dieß ungewöhnliche Stillschweigen erkundigen wollte, kam die

betrüb=

betrübte Nachricht, daß er schon seit vier Wochen mit einem fremden Officier, mit dem er einen sehr vertrauten Umgang errichtet hätte, unter dem Vorgeben, in dessen Gesellschaft eine Lustreise nach Franken zu thun, von Leipzig weggegangen und nicht wieder gekommen sey, ob er gleich nur vierzehn Tage hätte ausbleiben wollen.

Die Reisegesellschaft eines Officiers ließ mich gleich nichts gutes muthmaßen, da mein Sohn von ansehnlicher Größe war; ich machte mich daher selbst nach Leipzig auf, um seiner Entfernung nachspüren zu können. Ich erkundigte mich an allen den Orten, wo mein Sohn mit ienem Fremden in Gesellschaft gewesen war; niemand aber hatte Kenntniß von dem Officier, und kein Mensch wußte, weder wo er her sey, noch in welches Herrn Dienst er stände. Doch erfuhr ich bald durch einen Pferdeverleiher, auf dessen Pferden sie bis Pegau geritten waren, den Weg, den sie genommen hatten, und reisete dahin. Hier waren sie mit Postpferden ab und nach Zeiz zu gefahren. Ich verfolgte ihren Weg, und fand Spuren ihrer Durchreise, die nach Koburg zu gingen bis in ein Dorf, nah an dieser Stadt. Hier hatten sie drey Tage logirt. Der Wirth erzählte mir, daß dieser Officier, von dem er weiter nichts zu sagen wußte, als daß er kein

Preuß gewesen sey, mit meinem Sohne recht sehr vertraut und freundschaftlich gelebt hätte. Am dritten Tage aber gegen Abend, habe er, nachdem er ihn, den Wirth, vorher heimlich wegen der Zehrung befriediget, mit Gewalt gesucht, an meinen Sohn zu kommen, und mit ihm Zänkerey anzufangen. Mein Sohn sey ihm im Anfange auf das glimpflichste ausgewichen, und habe immer gefragt: „Um des Himmels willen, Herr Lieutenant, was bewegt Sie denn, ohne alle Ursache Uneinigkeit mit mir zu suchen?" allein es sey ihm von ienem so nah gelegt worden, daß er endlich auch in der Hitze einige Reden ausgestoßen habe, wegen welcher der Officier Genugthuung verlangt hätte. Sie wären darauf nach einer kurzen heimlichen Unterredung, mit ihren Degen unter dem Versprechen fortgegangen, daß sie bald wieder kommen wollten. Er, der Wirth, habe, weil sie wieder friedlich geschienen, kein Arges daraus gehabt, sey ihnen also nicht nachgegangen, und, da sie nicht zurük gekommen, so habe er nichts wieder von ihnen gesehen und gehört.

Ich gab mir die größte Mühe, in dasiger Gegend neue Spuren von meinem Sohne zu entdekken, aber alles, was ich erfuhr, war, daß einige Personen, um iene Zeit, da mein Sohn mit

mit dem Officier in Wortwechsel gekommen war, eine zugemachte Kutsche nicht gar weit von dem Dorfe wahrgenommen, darauf aber weiter nicht Achtung gegeben hatten. Ohne etwas auszurichten, mußte ich also, tief gebeugt über den Verlust meines zweyten Sohnes, hierher zurükreisen.

Nun waren mir noch zwey Söhne übrig. Ob ich mir nun auch von diesen alle gute Hoffnung machen konnte, so schrekte mich doch das traurige Beyspiel der beyden ersten ab, sie studiren zu lassen. Ich machte daher Anstalt, daß der Aelteste ein Kaufmann, der iüngere aber ein Apotheker werden sollte. Allein die Jungens lamentirten so sehr, daß ich ihrem heißen Wunsche nachgab. Der Aelteste, der sich der Rechtsgelahrheit widmen wollte, ward bald nach der Entfernung seines zweyten Bruders tüchtig, auf Akademien zu gehen und ich brachte ihn nach Wittenberg. Gott weiß es, wie es zuging, daß er hier in die Bekanntschaft eines Mädchens kam, die ihn, da er kaum ein Jahr Student war, zum Vater eines Kindes von ihr angab. Dieß brachte ihn von Wittenberg weg. Nach langer Zeit erfuhr ich erst diese unglükliche Geschichte, und da war mein Sohn schon weg von der Universität. Doch spührte ich ihn bald aus und nahm ihn nach Hause. Er wendete zwar Unschuld für,

aber nichts hielt mich nun ab, ihn nach Erfurth zu einem Kaufmann in die Lehre zu thun.

Ich sah aber bald, daß der Stand meiner Kinder, bey ihrer Bestimmung, unglüklich zu seyn, keinen Einfluß hatte. Er war kaum einige Monate in Erfurth, als er sich, vermuthlich aus Verdruß über die wider Willen ergriffene Lebensart, weg machte, in Kriegsdienste ging, und, so viel ich vernommen habe, mit andern Rekruten nach Amerika gebracht worden ist. Nun hatte ich noch einen einzigen Sohn, der mich durch sein anhaltendes Bitten dahin vermogte, daß ich ihn gleichfalls studiren ließ. Wie es mir auch mit diesem gegangen ist, wissen Sie bereits, so wie Ihnen auch die Geschichte meiner beyden Töchter bekannt ist. Ich kann also hier schließen. Was ich gelitten habe, weiß ich, was aber vielleicht noch folgen wird, ist nur Gott bekannt. Der stärke mich bey allen fernern Leiden, wie er mich bisher gestärket hat.

Hundert und neunzehnter Brief.

Marlane Nagelinn zu Wolkenberg an den Advocat Körner zu Mühlstrom.

Sie durften mein Vornehmen, keinen Mann zu nehmen, nicht so ernstlich auslegen, als ob es das Gelübde einer Vestalischen Jungfrau gewesen sey, nein, so ernsthaft sind dergleichen Schwüre alter Jungfern nicht! Immer machen Sie Anstalt, daß ich Ihren Mündel zum Manne bekomme, ich nehme ihn, sollte er auch nur einen Sinn haben, wenn er mich nur, nach Ihrem sehr passenden Ausdruk, unter die Haube bringt, und mich der Gelegenheit entreißt, im ewigen Jungfernstande hungern zu müssen. Ich komme ehestens zu Ihnen, um aus Ihren gütigen Händen einen Bräutgam zu nehmen, machen sie indessen alle Anstalten dazu. Verlassen Sie sich dabey auf meine Bereitwilligkeit, Ihre Rechnungsabnahme, so viel als möglich, zu erleichtern; das erfodert der Dank, den ich Ihnen schuldig bin. Ist Ihr Mündel nur einiger Maßen ein Freund von der Liebe, so wird es mir auch nicht schwer werden, dieses zu bewerkstelligen. Kurz und gut, ich komme nächstens zu Ihnen, und eine Ahndung meines Herzens sagt mir, daß die Sache gut gehen wird. Leben Sie wohl!

Hundert und zwanzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an Hans von Frankenberg zu Frankenberg.

Daß ich Sie bey Ihrem traurigen Schiksale bedaure, werden Sie ohnehin glauben. Aber damit ist Ihnen nicht gedient! Gott! könnte ich Ihnen, könnte ich allen den Armen helfen, die in einer unglüklichen Ehe seufzen! Ach ich weiß gar wohl, was das heißt, an ein Weib gebunden seyn und an ihrer Seite Nahmenlose Martern einer unglüklichen Verbindung fühlen! Nichts ist schreklicher, als dieß.

Nächstens komme ich zu Ihnen und werde denn alles anwenden, um Ihnen Ruhe zu schaffen. Zugleich aber sage ich Ihnen offenherzig, daß ich auf meine Vermittlung keine große Hoffnung setze! Ein Weib, nach ihrer Beschreibung, nimmt selten Vorstellungen einer dritten Person an, und wenn sie die Nachsicht und Güte ihres Gattens nicht gewinnen kann, so ist Zuspruch eines Fremden in den mehresten Fällen nicht nur umsonst, sondern auch oft noch mehr schädlich. Doch ich komme und thue, was ich Ihnen schuldig bin. Daß Sie, noch zur Zeit, nicht klagen wollen, darin handeln Sie recht; allerdings sind Ihre Aeußerungen über die Grundsätze unserer

Consistorien gegründet. Unglükliche Eheleute sollten, so bald man gänzliche Disharmonie ihrer Gesinnung wahrnimmt, sogleich geschieden werden! Bey den Scheidungen von Tisch und Bett kommt wahrlich in den mehresten Fällen nichts gutes heraus. Es wird nicht allein, wie Sie angemerkt haben, des Ehemannes Oekonomie zerstört, sondern es kommt auch noch die unvermeidliche Unordnung dazu, daß beyde Theile in der Zeit, da sie geschieden sind, sich zur Befriedigung ihrer Leidenschaften in fremde Verbindungen einlassen. —

Es wäre überhaupt recht gut, wenn die Ehescheidungen nicht so schwer gemacht würden, wie dürfte sich dann manches Weib hüten, ihrem Manne Verdruß zu machen, wenn sie leicht von ihm getrennt und ohne Aussicht zur Nahrung verstoßen werden könnte! — Allein das sind fromme Wünsche. Gott stehe ihnen bey! Ich werde nicht säumen, so bald ich kann, zu Ihnen zu eilen. Ich bin u. s. w.

Hundert und ein und zwanzigster Brief.

Der Kammerrath Heym zu Reinhartsroth an den Regierungsrath Hellbig zu Arnswalde.

Hast Du ein Meisterstük mit Lindenfelden gemacht, so wirst Du mir eingestehen müssen, daß

 ich

ich iezt ein doppeltes vollbracht habe. Denn höre nur, Deines Sohnes Schwiegervater ist gestürzt, und zugleich Lindenfelden eine Versorgung, die er schon ganz fest zu halten glaubte, aus den Klauen gerissen worden.

Ha, mit einem Streiche zwey nieder zu säbeln — das ist wohl der Mühe werth! — Sieh, wie ich es gemacht habe! Ich erfuhr, daß der Schwiegervater Deines Sohnes eine ihm, zu der Zeit, da Lindenfeld fiel, angetragene wichtige Stelle ausgeschlagen, und an des Hofrath Langens Sohn zu Soringen überlassen hatte, damit ihm dieser viertausend Thaler vorstrekken mußte. Dieß sind — denke den Thoren von einem Manne, der einen einträglichen *Dienst* ausschlägt, um einem andern zu helfen! — dieienigen viertausend Thaler, womit er Lindenfelden gerettet hat.

Dieser Umstand kam mir gleich als ein gutes Mittel vor, dem Commissions-Rath Redlich eine Grube zu graben, nur wußte ich im Anfange nicht recht, wie ich das Ding angreifen sollte. Lange überlegte ich die Sache hin und her, endlich brachte ich einen Plan zu Stande, den die Wirkungen seiner Ausführung selbst loben. Ich führte eine genaue Bekanntschaft mit dem Hofrath Lang zu Soringen, von

dem

dem ich überzeugt war, daß er Redlichen eben so wenig günstig sey, als ich. Er ward bald mit mir einig, an Redlichs Sturz mit mir gemeinschaftlich zu arbeiten, wenn ich nur das Mittel, dieses zu bewerkstelligen, angeben könnte. Nun war ich da, wo ich seyn wollte. Ich eröffnete ihm, daß nichts leichter wäre, als dieß. Man dürfte nur dem Fürsten beyzubringen suchen, daß Redlich den ihm angetragenen Dienst an seinen Sohn für viertausend Thaler verkauft hätte. Um den Fürsten desto eher zu überzeugen, wollte ich den, von dem Commissions-Rath Redlich an ihn geschriebenen Brief abschreiben, da ich denn seine Hand vollkommen nachmachen, die Stellen aber, die vom Anlehne redeten, weglassen würde, und diesen Brief wollte ich, wenn ich bey dem Fürsten die Aufwartung hätte, in seinem Zimmer fallen lassen. Ganz gewiß würde er mich um die Sache befragen, und nun sollte er mich weiter sorgen lassen.

Es ging alles sehr gut. Ich brachte den Brief an gehörigen Ort, und ward am andern Tage durch einen besonders abgeschikten Bedienten zum Fürsten gefodert. Seine erste Anrede war, „ob ich diesen Brief bey ihm verlohren hätte?“ Ich stellte mich erschrokken an und af-

fectirte eine Verlegenheit im Antworten. Endlich gab ich mit Achselzukken ein Ja zu verstehen.

„Also," rief der Fürst, „ist Redlich der Mann, dem meine Gnade um Geld feil ist? Pfui, wie bin ich hintergangen worden!

Ohne mich zu fragen, wie ich zu dem Briefe gekommen sey, wollte er sogleich Redlichen kommen lassen und ihn zur Rede setzen; ich wußte ihn aber durch allerhand Kunstgriffe dahin zu bringen, daß er sich entschloß, ihn nie wieder vor sich zu lassen, und ihm sogleich seine Dimission zu geben. Um den Zorn des Herrn in seiner ersten Hitze zu nutzen, stellte ich mich, als ob ich für seine Beybehaltung bitten und ihm vorstellen wollte, daß seine Ungnade schon Strafe genug für Redlichen sey, weil ich wußte, daß der Fürst dadurch immer heftiger werden würde; und es glükte mir so gut, daß er ihm auf der Stelle seine Dimission schreiben, und mit der Bedeutung zufertigen ließ, daß er nie wieder an den Hof kommen sollte. Sogleich ward nicht allein seine Stelle besezt, sondern der Fürst machte auch, statt des von Redlich vorgeschlagenen und schon approbirten Lindenfelds, einen meiner Clienten zum Amtmanne in Nordenheim.

Das

Das ist wohl ein Streich, Bruder, der Dir gefallen muß! Sind wir nicht alle beyde auf das herrlichste an den Commissions=Rath gerochen? — Ha, was wird Dein Sohn sprechen, wenn der abgesezte Herr Schwiegervater Zuflucht bey ihm suchen wird — dann, denke ich, sollen ihm die Augen aufgehen. — Und der verhaßte Lindenfeld kommt nun gewiß auch auf keinen grünen Zweig. O, was das süß ist, so eine Rache nehmen zu können! Der Herr Commissions=Rath Redlich haben sich auch schon retirirt, und sind zu dero Herrn Schwiegervater gereiset.

Lobst Du mich nicht, Brüderchen? Ich hoffe es und bin deshalb begierig auf einen Brief von Dir. Vielleicht erfahre ich dann auch, daß Du den Plan wegen Deines Sohnes ausgeführt hast. Lebe wohl!

Hundert und zwey und zwanzigster Brief.

Lieschen Hohberg zu Einhauß an Ernst Hübner zu Oppenfeld.

Wirst Du auch wohl errathen, zu wem ich durch den vorgestrigen Boten hierher gerufen worden bin? — Denk nur, Simon van der Hardt hat ein Haus und ein kleines, aber hübsches

Gütchen gekauft, und mich in seine Dienste verlangt, welche darin bestehen, daß ich hier wohnen und eine gewisse Verrichtung besorgen soll, die Du zeitig genug erfahren wirst. Dagegen hat er mir, wenn ich ihm treu dienen werde, den Genuß desselben umsonst verstattet. Ich habe ihm gesagt, daß ich mit Dir verheyrathet wäre, und er ist zufrieden, wenn Du auch hier wohnest. Und so komm denn, Alter! Es scheint, als ob wir endlich eine bleibende Stätte finden würden. Denn in dieser Gegend dürfen wir uns vor das Verrathen nicht fürchten. Wir sind hier weit genug entfernt, und haben einen Aufenthalt, der nicht leicht entdekt werden wird. Mach Dich gleich mit allen unsern Haabseligkeiten auf, — wie gut ist es, daß wir sie, so beträchtlich sie sind, dennoch leicht fortbringen können — und komm zu mir, der Bote wird Dich begleiten. Mache Dich aber im Voraus gefaßt, einen unvermutheten Gast hier anzutreffen.

Hundert und drey und zwanzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sternheim an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Ich habe das Anerbieten der Steuerräthinn Rothinn zu Sternheim angenommen, und bin

zu

zu ihr gereiset, um bey ihr abzuwarten, wenn etwa mein Mann, der nun auf gut Glük weggereiset ist, sein Unterkommen finden wird. Hier, liebe Mutter, befinde ich mich recht wohl, das heißt, ich hänge meiner immermehr zunehmenden Melancholie ganz ungestört nach. Der Bruder meiner gütigen Wirthinn, der vor kurzem von Akademien zurükgekommen und so schwermüthig wie ich ist, hilft mir manche schwarze Stunde überstehen. Er ist ein guter Jüngling, sizt oft ganze halbe Tage bey mir, und unterhält mich, indem er meine Melancholie durch die seinige nährt, und mir dadurch eine sanfte, ob gleich traurige, Ruhe verschaft. Das ist mein Glük, daß ich unter solchen Menschen lebe. Sollte ich mich unter Leuten befinden, die gegen meine Schwermuth keine Achtung hätten, und mich wohl gar daraus zu reissen suchten, so würde ich sechsfach unglüklich seyn. Wohl mir, daß ich unter Menschenfreunden bin, die fühlen, wie weh einem gequetschten Herzen ist, und die den Trübsinn ihres Nächsten zu ehren wissen! Denn ie mehr ich Nahrung meiner Schwermuth finde, desto glüklicher bin ich.

O liebe Mutter, unsre Familie ist besonders zum Unglük ausgezeichnet! — Doch sind wir nicht die einzigen, die keinen andern Wechsel des

Schik-

Schiksals als groszes Unglük auf geringeres wissen. Einst im Grabe ruhen wir ia doch aus von allem Jammer, so gut, wie dann der schläft, dessen Ruhe nichts in der Welt gestört hat. Und dieser Gedanke, der Gedanke an meine Auflösung, ist der gröszte Balsam in meine Wunden.

O wie wohl wird's dann mir seyn,
Wenn ich einst dich in der Nähe
Die du eilst, mich zu befreyn,
Stunde meiner Heimfahrt sehe!
Wenn den Leib die finstre Gruft
Und die Seel der Schöpfer ruft!

Ich und Rosenfels, meiner lieben Freundinn Bruder, wollen bey einer, eben zum Grab getragen werdenden Leiche, den Gottes-Akker besuchen, und ich musz schlieszen, weil er mich gleich zu diesem, mir schäzbaren Spaziergang abruft. Leben Sie wohl!

— — —

Ich hatte keine Gelegenheit, diesen Brief abzuschikken, und lege deshalb noch ein Blatt an Sie bey. — Ach liebe Mutter, wie ist es mir so wohl und wehe gewesen, als ich mit Rosenfels bey der gestern zur Ruhe gebrachten Leiche war!

Es war der Körper eines Hoffnungsvollen Jünglings, den sein gerührter alter Vater zum

Grabe begleitete. Eine Menge Menschen folgten ihm und aus eines ieden Gesichtszügen sprach Mitleiden und Trauer. Nach hiesiger Gewohnheit ward der Sarg durch die Gottesakkers-Kirche getragen und so gleich unter einer großen, haussen stehenden, Linde niedergesezt. Der Dekkel ward herab genommen um den entschlafnen Jüngling sehn zu lassen. Ich stand nahe an dem Sarge und weilte mit hangendem Blik auf dem Gesichte des Vollendeten. Er sah blaß und entstellt aus, aber doch fanden sich unverkennbare Spuren von ehemals hier geblüht habender Schönheit. Sein Geist mußte seine Hülle mit Freuden von sich gelegt haben; denn er lag so lächelnd da, als wenns ihm recht wohl wäre.

Ich war tief gerührt über den Anblik, noch mehr aber, als das Chor das Lied anfieng: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende.“ Jezt konnte ich eine Menge Thränen, die Jammer und Freude hervorbrachten, nicht zurük halten. Der Jammer über den armen tief gebeugten Vater, dessen Blik ganz zur Erde geheftet war, und die Freude, daß auch ich singen konnte: „wer weiß wie nahe mir mein Ende.“

Nach Endigung des Liedes trat ein alter Geistlicher hervor, dessen ganzer Anstand Ehrfurcht einflößte und hielt eine Rede über die

Stelle: alles Fleisch ist wie Heu und seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen. u. s. w. Hab ich ie etwas schönes und herzliches gehört, so war es die Rede dieses Mannes. Und wie das übrige alles zur Erhebung des Herzens beytrug, das läßt sich nur empfinden.

Erstlich der in einiger Erhöhung stehende Sarg, und die da herum befindlichen schwarz gekleideten Personen im stummen Schmerz. Neben dem Verblichnen der Ehrwürdige alte Geistliche mit einer Miene, die Lebenssätte und Sehnsucht nach Ruhe im Grabe ausdrükte. Dann die feyerliche Stille und das festliche Dunkel, das die beiahrte Linde über die ganze Scene verbreitete, das sanfte Schwanken ihrer Aeste, das dann und wann einen Strahl der untergehenden Sonne auf die schwarzen Gewande fallen und das Todtenbette des Jünglings erleuchten ließ. Der leise Gesang und die Vaterstimme des alten Predigers — ich bin zu schwach, Ihnen alles, was sich da fühlen ließ und was ich gefühlt habe, zu beschreiben. — Nach geendigter Rede ward der Entselte so gleich in seine Gruft gesenkt und so wie er niedergelassen war, sang ein an beyden Seiten aufgestelltes Chor die Arie: „Auferstehen, ia auferstehen. u. s. w." — Das konnte ich nicht aushalten,

alles versenkte mich in Schwermuth und Freude, in einen Zustand, der keinen Nahmen hat. Ich wich mit meinem Freunde, um mich in der Einsamkeit ausweinen zu können. Und denn war mirs recht wohl.

Hundert und vier und zwanzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Falk zu Kirchberg.

Ich habe nun des Pfarrer Müllers Lebensbeschreibung ganz erhalten, und mit Verwunderung des Mannes sonderbare Schiksale gelesen. Mir ist aber dabey eine besondere Muthmaßung eingefallen, die ich in kurzer Zeit entweder zur Gewißheit gebracht, oder widerlegt wissen will. Ich bin deshalb gesonnen, um die Sache ins Licht zu setzen, eine Reise vorzunehmen. Da ich Ihnen unterschiedenes auftragen möchte, was ich während meiner Abwesenheit besorgt wünschte, so bitte ich Sie, daß Sie so gut seyn, und heute oder morgen zu mir kommen. Ich bin u. s. w.

Hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Der Commissions-Rath Redlich zu Waldflur an Karl Helbig zu Arnswalde.

Vielleicht, lieber Sohn, darf ich hoffen, daß meine Unschuld und die Kabalen meiner Feinde an den Tag kommen. Ich habe es durch viele Vorstellungen endlich dahin gebracht, daß der Fürst zweyen seiner Räthe die Commission aufgetragen hat, meine Sachen zu untersuchen. Nun muß ich doch die Ursache erfahren, die zu einem solchen Verfahren gegen mich Gelegenheit gegeben hat, und, wenn ich einmal diese weiß, so wird es mir sehr leicht fallen, mich zu vertheidigen. Denn ich bin gewiß überzeugt, daß mir auch nicht das geringste strafbare beygemessen werden kann. O wenn doch die Unschuld triumphirte! Ein zwar seltener, doch bey einem billig denkenden Fürsten zu hoffender Fall! Das weiß ich ganz gewiß, daß unser Herr sich gern von meiner Schuldlosigkeit wird überführen lassen, und da habe ich ia wohl bey meiner guten Sache angenehme Aussichten.

Daß Ihr Herr Vater so hart ist, höre ich ungern. Ich hätte sehr gewünscht, wenn Sie eine Aussöhnung hätten zu Stande bringen können. Doch ist es unter diesen Umständen nicht

zu hoffen, und sie thun wohl besser, wenn Sie vor der Hand keinen Versuch mehr thun.

Ich freue mich übrigens, daß Sie in der Verbindung mit meiner Tochter vergnügt sind und bitte Gott um die Fortdauer Ihrer Zufriedenheit. Ja wohl ist das eine der größten Glükseligkeiten des menschlichen Lebens, eine wohlgerathene Ehe, so wie im Gegentheile kein niederschlagenderes Schiksal des Menschen seyn kann, als wenn er einen mißvergnügten Ehestand führen muß. Alle übrigen Herrlichkeiten sind nichts, wenn ein solcher Stein den Menschen drükt. —

Geniessen Sie stets die Freude einer gut gerathenen Verbindung, niemand wünscht dieß mehr, als Ihr u. s. w.

Hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Der Professor Müller zu J. an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Werden Sie auch von dem Sohne noch etwas lesen wollen, der Sie und seine redliche Mutter so betrübt hat? Ich hoffe es doch von Ihrem väterlichen Herzen, zumal da ich Sie versichern kann, daß mich eine schwere Krankheit von den Irrwegen zurükgebracht hat, auf die ich von

 dem

dem Gipfel meiner Vernunft gekommen bin. Doch ich muß Ihnen alles vom Anfange sagen.

Sie wissen, wie entfernt ich von allen Abweichungen in Rükſicht auf unsere Religion war, da ich von Ihnen weg und nach H. ging. Ich behielt diese Denkungsart auch an diesem Orte einige Zeit und so lange, bis ich in die Gesellschaft eines Officiers gerieth, der meine Freundschaft, ich weiß noch nicht warum, so geflissentlich suchte, daß er mir auf allen meinen Spaziergängen nachging. Er war ein sehr artiger Mann, und es war mir schmeichelhaft, seinen Umgang zu genießen, woher es denn kam, daß ich sehr bald mit Ihm genau bekannt ward.

Als unsere Freundschaft schon sehr fest war, brachte er mich in die Bekanntschaft eines, zwar jungen, aber in großem Ansehen stehenden Professors. Dieser schmeichelte meiner Eitelkeit noch mehr, und ich war bald für diese beyden Männer so gestimmt, daß ich alles für sie aufgeopfert haben würde. So bald sie dieß merkten, fingen sie an, ganz von weitem von der Religion mit mir zu sprechen. Sie redeten von verschiedenen Wahrheiten derselben, und machten sie äußerst zweifelhaft. Ich widersprach Ihnen, Sie wußten aber meinen Widersprüchen mit so einer Art zu begegnen, daß ich in mich

und meine bisher gehabten Einsichten ein Mißtrauen zu setzen begann. Das war der erste Schritt zu meiner Abweichung.

Ich gab bey den folgenden Unterredungen den Zweifeln mehr geneigtes Gehör, und in kurzer Zeit ward durch die schmeichelhaften Unterredungen des Professors, dem der Officier immer beypflichtete, aus mir ein Zweifler an der Wahrheit unserer Religion, ein Ungläubiger, und, da dieser Schritt einmal gethan war, ein Spötter der mehresten Lehren derselben. Von diesem meinem neuen Glauben war ich nun so in mir überzeugt, daß mich nichts, auch der zärtlichste Brief einer liebenden Mutter nicht, von meinem Irrwege abbringen konnte. Bey allen Gelegenheiten bekannte ich meinen Unglauben, besonders an der Gottheit und Erlösung des Mittlers der Welt, und suchte Proseliten zu machen. Leider habe ich manchen verführt, aber ich muß bekennen, daß ich auch oft auf Leute gestoßen bin, die mich durch eine kalte und beschämt machende Verachtung zwangen, von dergleichen Dingen nie wieder mit ihnen zu reden.

Ehe ich mich in meinen Gesinnungen so ganz änderte, hatte ich Gelegenheit, mit einem gewissen Mädchen, Ernestinen Lauer, bekannt zu werden. Die erste Bekanntschaft mit ihr flößte mir Ach-

tung gegen sie ein, die bald zur ernstlichsten Liebe ward. Ich entdekte ihr meine Neigung und war glüklich, sie liebte mich, und lange genoß ich ihren gefälligen Umgang. Unvermuthet aber brach sie mit mir, und vermied alle Gelegenheit, mich zu sehen und mit ihr zu sprechen. Die Ursache, welche ich damals nicht wußte, war meine Spötterey, die ich bey ieder Gelegenheit über die Religion äußerte, und besonders die Begegnung, womit ich meiner Mutter ihre freundschaftliche Warnung gelohnt hatte, die ihr, ich weiß nicht wie, hinterbracht worden war. So weh mir diese Trennung that, und so viele Mittel ich anwendete, um nur eine einzige Unterredung mit meiner Ernestine zu erlangen, so mußte ich doch, ohne meinen Wunsch erfüllt zu sehen, von H. zur Uebernahme der, durch Vorschub meines Freundes, des Professors, erhaltenen Stelle hierher abreisen.

Ich nahm mir nun vor, das Mädchen ganz zu vergessen, aber es war mir nicht möglich, und der Wunsch sie zu besitzen, war desto stärker in mir, ie mehr mich iezt bey einer guten Stelle nichts abhielt, sie mir ganz zu eigen zu machen. Nach vielen Kämpfen behielt die Liebe die Oberhand, ich schrieb an meine Geliebte und bat sie um ihre Hand. Sie ließ mich zwar nicht lange

auf Antwort warten, allein ihre Erklärung war wenig befriedigend für mich. Sie versagte mir ihre Hand nicht, aber sie machte mir die Bedingung, daß, wenn ich auf sie Ansprüche machen wollte, ich ganz von meinen Irrthümern zurükkehren, und, ehe ich sie zum Weibe begehrte, mich mit meinen Aeltern aussöhnen müßte. Ich war von meinem ietzigen Glaubensbekenntnisse so eingenommen, daß ich entweder ein Heuchler werden oder meine Liebe aufgeben mußte. In jenem Falle wollte ich durchaus nicht seyn, ich entschloß mich also nochmals mit Festigkeit zu dem leztern.

Wie wenig aber die Vernunft über eine eingewurzelte Leidenschaft vermag, erfuhr ich nun auch zum zweyten Male. Ich kämpfte, ich siegte auf kurze Zeit, mußte wieder kämpfen, siegte wieder, kämpfte von neuem und — lag endlich doch unter. Gleichwohl konnte ich mich nicht entschliessen, meinen vorgefaßten Meinungen zu entsagen, und die Unruhe meiner Seele wuchs endlich so, daß ich krank ward. Ich bekam bald ein hitziges Fieber, das mich an die Gränzen des Grabes brachte. Ruhige Stunden, die ich zuweilen bey dieser Krankheit hatte, stellten mir die Ewigkeit im lebhaften Bilde vor. Ich war unruhig bey dieser Vorstellung, suchte Trost

in meinem bisherigen Systeme, und wollte mich mit der Barmherzigkeit Gottes aufrichten; ich fand aber keine Beruhigung und nichts schlug mich mehr nieder, als der Gedanke, meine zärtliche Mutter beleidigt zu haben. Ich war überzeugt, daß ich schon allein durch diese Handlung äußerst strafwürdig vor Gott erscheinen müßte, und konnte mich bey den Vorwürfen, die ich mir deswegen machte, schlechterdings nicht trösten. Ich arbeitete mit allen meinen Kräften, um mir die so nah scheinende Trennung von der Welt als angenehm vorzustellen; aber alles umsonst. Ich fand nichts aufrichtendes.

Nach vielem Ringen kamen mir die Worte ganz unwillkührlich in meine Gedanken: Ohne Blutvergießen ist keine Vergebung. Ich dachte der biblischen Stelle nach, und ward nach und nach darauf gebracht, daß es doch wohl mit Christi Erlösungswerke keine Fabel seyn könne. Je mehr ich diesem Gedanken nachhing, desto mehr fand ich Beruhigung. Ich gab auch endlich den Bitten meiner Freunde nach, den hiesigen Oberpfarrer zu mir kommen zu lassen. Er erschien, und gleich seine Anrede und sein treuherziges Ansehen flößte mir Achtung gegen ihn, gegen sein Herz und endlich auch gegen seine Lehre ein. Ich hatte diesen Mann oft beleidiget,

get, und gleichwohl war er so gefällig, so liebreich gegen mich, als ob ich von ie her sein bester Freund gewesen wäre. Er leitete mich, als ob er meine Gedanken gewußt hätte, auf die Nothwendigkeit eines Opfers, das uns bey unsern, und wenn wir auch noch so fromm lebten, dennoch unvollkommenen Zustande, mit Gott versöhnen müßte, und überzeugte mich endlich, daß, wenn wir ohne Versöhner bey Gott gerechtfertiget seyn wollen, wir ganz ohne Fehler seyn, und auch keine schon begangenen Sünden auf unserm Gewissen haben müßten, weil er, als das vollkommenste Wesen, nichts unvollkommenes annehmen könne. Ich war nun so weit, daß ich unpartheyisch über meine bisherigen und ehemaligen Grundsätze, besonders in Ansehung der Lehre von der Gottheit Christi nachdachte. Ich ging alle Stellen der Schrift, die sie nicht zu begründen schienen, durch, aber mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtete ich dieienigen, die sie festsetzen. Ich separirte von dem leztern alle, die auf irgend eine Art — ob mit Recht oder Unrecht, das ließ ich iezt auf sich beruhn — mit dem Stempel der Unächtheit bezeichnet worden sind, und fand, daß immer noch deutliche und bisher als unächt nicht angefochtene Aussprüche der Schrift meinen ehemaligen Glauben bestätigten.

Bey mehrerem Nachdenken kam ich noch auf folgende Betrachtungen. Die Abgötterey strafte Gott von ie her bey seinem Volke auf das strengste und wer sich dieser schuldig machte, war vor seinen Augen verworfen. Christum als Gott zu verehren, wenn er es nicht ist, wäre eben eine so große Abgötterey, als ein goldenes Kalb anbeten. Und gleichwohl ließ Gott geschehen, daß sein Luther, der, so ganz sichtbar unter seiner Direction reformirte, bey allen Veränderungen, die er machte, dennoch immer fest bey der Lehre von der Gottheit Christi stehen blieb. Wie konnte Gott dieß, wie konnte er unter seiner Direction Irrthümer in der Religion ausrotten lassen und doch den größten, den er immer so hart bestrafte, gelten lassen, wenn Christus nicht Gott ist. —

Einmal ist es gewiß, die gröste Vergehung gegen Gott ist Abgötterey, und wer diese treibt, kann schlechterdings vor ihm keine Gnade erlangen. Gleichwohl kann kein Mensch läugnen, daß auch nach Luthers Zeiten eine Menge rechtschaffner Männer die Gottheit Christi geglaubt haben und auf ihren Glauben gestorben sind — diese braven, biedern Männer müßten also verlohren seyn? Und das wäre ia wohl schauderhaft, schon wenn ihn ein Mensch verdammt hätte! Es wäre

ia

ja wenigstens so, als wenn ein Landesherr, wo nicht ausdrüklich, doch wenigstens stillschweigend erklärte, daß er auf eine gewisse Handlung keine Strafe gesezt habe und doch alsdenn denienigen, der sie beging, mit dem Leben bestrafen wollte! — Oder wir müßten annehmen, daß das höchste Wesen etwas zu gewissen Zeiten als seinen Eigenschaften zuwider und zu andern Zeiten für denselben angemessen aber doch nicht entgegen ansehen könnte. Aber wer wollte sich so einen Gott denken!

Luther, sagt man zwar, würde noch viel geändert haben, wenn er noch länger gelebt hätte, und das hat er auch ausdrüklich gesagt. Ja, geändert würde er wohl noch mehr haben, wie denn freylich allerdings noch viel zu ändern wäre! Aber die Hauptfrage ist die: würde er an dem wesentlichen oder an dem unwesentlichen geändert haben? — Ist ie die geringste Spur in seinen Schriften, daß er Zweifel an Christi Gottheit für wahrscheinlich, ia für möglich gehalten hat? Seine Freymüthigkeit, mit der er sagte, daß eine gewisse Stelle der Schrift nichts für die Gottheit Christi beweise, seine Freymüthigkeit, mit der er den Ausdruk: Dreyfaltigkeit verwarf, ließ auch von ihm erwarten, daß er seine Zweifel würde eröffnet haben, wenn er

in

in der Hauptsache welche gehabt hätte. Dieß ist aber nicht geschehen, er spricht vielmehr: wenn auch die, als unächt angefochtene Stelle der H. S. dieses Hauptwerk nicht erweisen kann, so beweisen es andre. So und nicht anders redet Luther. Mir fiel dann auch die Stelle ein: wir predigen den gekreuzigten Jesum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit. Wäre Christus nicht göttlichen Wesens, so wäre er, was gewöhnlich aus ihm gemacht wird, ein bloßer Sittenlehrer. Wie hätte aber der den Griechen eine Thorheit seyn können, die unter sich schon die besten Sittenlehrer hatten? Predigten die Apostel Christi nichts als Moral, so konnte dieß den Griechen keine Thorheit seyn. Aber das schien ihnen Thorheit, daß ein Gottmensch durch sein Leiden eine sündige Welt versöhnt haben sollte.

Und so wachten denn meine ersten Grundsätze wieder auf, und ich ward endlich wieder ganz auf den rechten Weg gebracht, auf welchem ich nun meinem, noch immer unvermeidlich scheinenden Tode mit Heiterkeit entgegen sah. Unvermuthet besserte es sich mit mir, und ich erhohlte mich.

Je mehr meine Gesundheit wieder zunahm, je mehr lebte auch meine Liebe gegen meine Ernestine

nestine von neuem auf, und da ich nun, bey Aenderung meiner Denkungsart, Ihre Hand hoffen durfte, so stand ich nicht an, mir eine nochmahlige Anwerbung vorzunehmen. Da sie mir aber die Wiederaussöhnung mit Ihnen mit zur Bedingung gemacht hat, wenn ich Hoffnung auf Ihr Herz haben soll, so faßte ich, nach meiner nun gänzlichen Wiederherstellung, bald den Entschluß, Sie und meine liebe Mutter, wegen meiner Beleidigung um Vergebung, und zugleich um Ihre Einwilligung in meine Heyrath mit Ernestine zu bitten. Ich thue dieß hiermit, und bitte Sie um beydes mit dem kindlichsten Herzen, zweifle auch nach Ihrer, mir bekannten, duldenden Denkungsart nicht an Gewährung meiner Bitte. Bis an den lezten Augenblik meines Lebens will ich diese, mir unschäzbare, Güte mit Dank erkennen, und mich bemühen, Ihnen in Zukunft, durch bessere Nachrichten von mir, das Leid vergessen zu lassen, das ich Ihnen angethan habe.

Empfehlen Sie mich meiner lieben Mutter, die ich nochmals um Verzeihung bitte. Ich bin u. s. w.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Aemilien Lindenfeld zu Sternheim.

Ich eile, liebe Tochter, Deinen lezten Brief zu beantworten; mir ist Leid um Dich. Theils der Schwermuth wegen, der Du Dich übergibst, theils, und besonders auch um Deiner neuen Bekanntschaft willen. Sieh Dich wohl für, daß Du auf keine Abwege geräthst! Dein Umgang mit dem iungen Menschen, von dem Du mir schreibst, kann iezt sehr unschuldig seyn, aber, gute Aemilie! er kann in Deiner Lage für Dich sehr gefährlich werden. Traue nicht auf Deine Kräfte, nicht auf Deine bisherige Abneigung vor Ausschweifungen, das menschliche Herz ist bald und oft wider den Willen des Menschen zu einer Leidenschaft verführt, deren Samen er nie in seinem Herzen vermuthete.

Deine Freundschaft zu dem iungen Rosenfels kann unter Deinen Umständen bald zur Liebe, und zwar zur heftigsten Liebe werden. Ich sage unter Deinen Umständen. Denn ein Schwermüthiger ist vielmehr als ein anderer der Gefahr der Leidenschaften ausgesezt, besonders im Umgange mit Personen, die seine Melancholie nähren. Da findet die Schwermüthige an dem Schwermüthigen,

eben wegen der Uebereinstimmung ihrer Denkungs-
art, Gefallen, und aus diesem Wohlgefallen
wird gar bald Liebe.

Hüte Dich, liebe Tochter, und reiß Dich
noch zu rechter Zeit von dem iungen Menschen
los, sonst wirst Du, und vielleicht zu spät, er-
fahren, wie wahr ich geredet habe. Ich fand
oft Gelegenheit, das menschliche Herz kennen zu
lernen, und rede aus Erfahrung. Herzlich bitte
ich Dich, sey stets auf Deiner Hut! Laß über-
haupt Deine Melancholie fahren, wozu nuzt
Deine Betrübniß? Du machst Dein Leben nicht
leichter, sondern schwerer dadurch. Habe Ge-
duld in Deinen ietzigen Umständen, wie Du sie
ehemals unter mißlichern hattest. Die Stunde
wird doch kommen, wo auch Deine Zufriedenheit
anfängt, glaube das sicherlich. —

Gott schenke Dir Ruhe des Gemüths, und
stärke Dich, alle Abwege zu meiden, das wünscht
Deine getreue Mutter.

Hundert und acht und zwanzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Libenau an den Hofrath Baumann zu Hohenzell.

Lesen Sie beygehenden Brief und rathen mir, was ich thun soll. Den Menschen los zu lassen, verhindert mich meine Pflicht, und gleichwohl, wenn ich die Untersuchung fortsetzen will, wird die Sache nicht gut für ihn ablaufen, und er und seine Aeltern werden prostituirt werden. Was mache ich, lieber Herr Hofrath! Hätte bloß mein Herz und nicht zugleich meine Pflicht in der Sache zu reden, so wäre er schon lange los. Aber so kann ich meiner Neigung nicht folgen. Sinnen Sie etwas aus, was ich anfange, daß ich ihn mit Ehren los bringe, und geben mir deshalb bald Nachricht.

Beylage.

Der Inquisit Tobias Siebenlist an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Ich habe, bey der Art, mit der Sie mich behandelt haben, bemerkt, daß Sie keiner von denjenigen Amtleuten sind, die einen, unter ihre Gerichtsbarkeit gerathenen unglüklichen Verbrecher als ein Geschöpf, das aller Ansprüche auf

die

die Menschheit unwürdig ist, betrachten, sondern daß Sie mit demselben, als mit einem Menschen umgehen, und, ich muß das zur großen Ehre Ihres Herzens sagen und wünschte, es öffentlich sagen zu können, daß Sie diesem Unglüklichen durch Ihre gütige Behandlung seine bittere Lage leichter machen; ich wage es daher, mit Erzählung meiner unglüklichen Lebensgeschichte vor Ihnen zu erscheinen, und Sie um Schonung zu bitten.

Mein Vater ist ein noch lebender würdiger Geistlicher, von dem ich ganz zum Guten erzogen worden bin. Meine erste iugendliche Aufführung entsprach auch ganz dieser guten Erziehung und nie würde ich es zu iener Zeit geglaubt haben, daß aus mir ein Bösewicht werden könnte. Vielleicht wäre es mit mir nicht dahin gekommen, wenn, wie ich wenigstens gewiß glaube, nicht eine besondere Fügung mich in allem geführet hätte, was mich von einem Laster zum andern leitete. Und dieß mein trauriges Schiksal schreibe ich dem Fluche eines meiner Lehrer zu, den er einst, als ich ihn, ob zwar auf kindische Weise, beleidigte, sehr übereilt auf mich legte. Ich weiß, mein Vergehen war nicht so beschaffen, daß es einer so grausamen Strafe werth gewesen wäre; aber ich glaube, daß Gott

bey dem Fluche der Lehrer, auch wenn er nicht ganz verdient seyn sollte, dennoch unabänderlich in seiner Ahndung ist, um die Beleidigung derselben desto furchtbarer zu machen. Ich habe viele Erfahrungen in dieser Sache und kenne mehrere meines Gleichen, die ihren Lehrer verspotteten, und, wenn er auch seinen Fluch nicht ausdrüklich auf sie legte, dennoch unglüklich waren und blieben. Manche verfolgte das traurigeste Schiksal ganz offenbar und stürzte sie in Abgründe, aus denen keine Rettung war, manche schienen glüklich zu werden und spotteten lange des Lehrerfluches; aber, ehe sie es sich versahen, traf sie dennoch, auf irgend eine Art, die Rache. —

Ich ging von meinen Aeltern auf die Akademie, und gab alle Hoffnung zu einem wohlgerathenen Sohn. Ich war fleißig, und mein erster Vorsatz war, ein tüchtiger Mann zu werden, allein wider meinen Willen ward ich bald von der Bahn abgebracht, die zu betreten ich so ernstlich beschlossen hatte. Ich war während meines Aufenthalts in Leipzig außer der Wohnung des Mannes, wo ich speisete, nicht einmal in ein öffentliches Haus in der Stadt, noch weniger auf ein Dorf gekommen, ob ich gleich von einem fremden Officier, der in meiner Tisch-

gesell-

gesellschaft war, sehr oft darum war angesprochen worden. Endlich ließ ich mich doch bereden, mit ihm nach Raschwitz zu gehen. Der Mann ging so freundlich mit mir um, daß er bald mein ganzes Herz gewann. Wir stifteten bey einem Glase Wein eine sehr vertraute Freundschaft und von der Zeit an war dieser Officier, er nannte sich von Gerstenberg und gab sich für einen Franken aus, der bey einem Fränkischen Regimente in Diensten stände und bey Meinungen Güter hätte, beständig bey mir. Wir gingen unaufhörlich miteinander, und ich fing an, mein Studiren kaltsinnig zu treiben, ließ mich oft in Wein- und Kaffeehäusern finden, und erlaubte mir nach und nach manche Ausschweifung, die ich vorher für Sünde gehalten hatte, nun aber meinem Herzen mit allerhand Gründen als erlaubt vorstellte. So ward ich bald ein leichtsinniger Mensch, der sich mit leichter Mühe zu allem entschließen konnte, was den Sinnen schmeichelte, und Sie können nicht glauben, in wie kurzer Zeit ich von kleinen Lastern zu größern kam, die zu nennen ich mich schäme. Mit einem Worte, ich hatte bald alles Gefühl des Guten in meinem Herzen erstikt, und war zu allen Schandthaten fähig.

Mein Vater erfuhr von meiner Aufführung nicht das geringste, und diese meine Lebensart

hatte einige Zeit gedauert, als einst der Officier sehr früh zu mir kam, mich benachrichtigte, daß er eilends nach Hause reisen müßte, weil sein Vater gestorben sey, und mich bat, ihm Gesellschaft zu leisten, mit dem Versprechen, mich in allem frey zu halten. Da er mich versicherte, daß unsre Reise nur vierzehn Tage dauern sollte, so ließ ich mich leicht dazu bereden. Wir ritten mit einander von Leipzig weg, nahmen aber auf der ersten Station Extrapost, und fuhren immer in dem besten Vernehmen auf Franken zu.

Als wir, nahe bey Koburg, in einem Dorfe ankamen, gab der Officier vor, daß er erstlich einen Boten abschikken müßte, um zu erfahren, ob sein Oncle auf dem Gute sey, vor dem er sich nicht möchte sehen lassen, weil er bey seinem Regimente Dienste nehmen sollen, und es nicht gethan hätte. Ich hatte keine arge Gedanken, und hielt mich mit ihm drey ganze Tage an diesem Orte auf, während der Zeit er sehr freundschaftlich gegen mich that. Am dritten Tage aber, Abends, fieng er an, Händel an mir zu suchen. Ich begegnete ihm erstlich auf das glimpflichste, aber ie höflicher ich war, ie zudringlicher ward er, und er trieb endlich seine Beleidigung so weit, daß es zur Ausforderung kam. Wir gingen mit einander vor das Dorf hinaus. Ich wollte mich hier

hier gleich schlagen, er lokte mich aber nahe an den Wald. Hier sprangen plözlich zwey Kerls aus dem Walde heraus, zogen mich mit Beyhülfe meines Begleiters in den Busch hinein, wo sie mich in eine, daselbst haltende, zugemachte Kutsche warfen, und mit mir davon fuhren.

Ich konnte schlechterdings nicht erfahren, in wessen Händen ich war, und mußte mir gefallen lassen, was mit mir würde vorgenommen werden. Doch konnte ich mir leicht vorstellen, daß es darauf angesehen sey, mich zum Rekruten zu machen.

Wir hatten einige kurze Tagreisen gemacht, da mir das Ding gar nicht mehr anstand, mich von diesen Leuten so herum schleppen zu lassen, und ich faßte endlich den Vorsatz, mir meine Freyheit zu verschaffen, es möchte kosten, was es wollte. Der Officier hatte uns verlassen, und ich hatte es nur mit den zwey andern Leuten zu thun, deren einer fuhr und der andere bey mir im Wagen sas. Ich bemerkte, daß leztern zuweilen die Augen zufielen, entschloß mich endlich, einen solchen Augenblik zu meiner Befreyung zu nutzen, und führte diesen Anschlag bald aus. Ich riß dem Soldaten, bey einem, ihn abermals überfallenden Schlummer, das Seitengewehr weg, und ehe er sich noch besinnen konnte, stak

es schon in seinem Herzen, und er sank todt nieder. Sein Kammerad auf dem Kutschersitze bemerkte nichts von dem, was in der Kutsche vorgieng, und, weil wir eben auf einer Straße fuhren, die nicht immer leer von Menschen war, so versparte ich seine Aufopferung bis ich auf einen einsamen Plaz kommen würde.

Unterdessen — sollte man es glauben, daß der Mensch auf einmal so tief fallen könne? — kam ich auf den Gedanken, daß ich ohne Geld sey, und vielleicht bey diesem Menschen Baarschaft finden würde, und kaum fiel mir dieß ein, so machte ich mich schon über ihn her, und untersuchte seine Taschen, fand auch bald, was ich suchte — einen gefüllten Geldbeutel, und stekte ihn zu mir. Eben da ich diese neue Schandthat vollbracht hatte, bemerkte ich, daß wir im dikken Walde waren, wo ich dem Kutscher am füglichsten das Lebenslicht auslöschen konnte, nahm daher das meinem todten Begleiter an der Seite stekkende Pistol, und schoß den Führer der Kutsche von hinten bey durch den Kopf. Er stürzte sogleich nieder, und ich ging nun mit Zurüklassung des Wagens gerade in den Wald hinein.

Da ich nicht ohne Grund eine Nachsuchung befürchtete, wenn die von mir begangene zweyfache Mordthat würde bekannt werden, so hielt

ich

ich mich immer im Walde auf, marschirte nur bey Nacht, hohlte mir in nahliegenden Dörfern Lebensmittel, und verbarg mich dann wieder im Walde. So kam ich dennoch in kurzer Zeit weit von dem Orte weg, wo ich die Kutsche verlassen hatte, und fing nun an zu überlegen, was ich nun machen wollte. Zurük nach Leipzig zu gehen, wollte mir aus vielen Ursachen nicht in den Kopf, und nach Hause verlangte ich in meinen iezigen Umständen noch weniger. Ich entschlos mich daher zu einem Handwerke, welches zu vermeiden ich doch erst zwey Mordthaten begangen hatte; ich wollte ein Soldat werden.

Ich war iezt in der Gegend bey G**, und, da ich hörte, daß daselbst zuweilen Werbung sey, so ging ich dahin. Auf meiner Hinreise stieß ich auf einen Trupp Leute, denen ich mein Vorhaben bekannt machte. Sie riethen mir davon ab und schlugen mir vor, in ihre Gesellschaft zu treten, die sich mit Rauben und Plündern abgab. Es bedurfte keiner langen Entschließung bey mir; ich villigte ein. —

So kann der Mensch sinken, wenn er Gott verläßt! Das hatte ich gethan. Von meiner ersten Bekanntschaft mit dem Officier in Leipzig an, wo ich mir viele, ach Gott! unverantwortliche Ausschweifungen erlaubte, dachte ich an kein

Gebet, an keine Religion und an nichts Ernsthaftes. Ich ergab mich ganz den Lüsten meines Fleisches, und nichts war mir mehr Sünde. So gerieth ich, ganz ohne einen Führer und warnenden Freund, in fleischliche Sicherheit und ward bald Mörder und Spitzbube.

Ich zog nun mit meiner Gesellschaft herum, und half alle Schandthaten mit ausüben, ohne eine Rührung des Gewissens zu empfinden. Wir kamen endlich in die hiesige Gegend, wo Sie mich und einen Theil unserer Compagnie einbrachten. Und nun sitze ich hier, vielleicht — wie ich auch wohl verdient habe — den Tod zu leiden.

Aber, Herr Amtmann, mein Gewissen ist iezt gerührt, und ich fühle meine Vergehungen, sie sind mir was glüende Kohlen dem rohen Flesche sind. Doch wollte ich mich gern allen Strafen unterwerfen, wenn ich nur wüßte, daß ich unerkannt sterben würde. Aber daran zweifle ich. Mein Vater ist in hiesiger Gegend, so wie ich, bekannt, und meine öffentliche Ausstellung muß mich, bey dem zu erwartenden Zulaufe von allerhand Menschen, verrathen.

Ich heiße nicht Siebenlist, sondern deß ist ein angenommener Nahme, und ich bin — ach Sie kennen, ich weiß es, den Mann, der mir Unwürdigen das Leben gab — ich bin der Sohn

des

des Pfarrer Müllers zu Sommerhayn. Gern wollte ich die Strafe meiner Vergehungen leiden, wenn nur mein Vater, mein ehrlicher Vater, nicht dadurch beschimpft würde. — Kann ich keine Gnade erlangen; ist es nicht möglich, daß ein hartes Ende, das meiner, zur Beschimpfung einer guten Familie erwartet, vermieden werde? Ach Herr Amtmann, ist es in Ihren Kräften, meinen guten Vater dieser Schande zu überheben; ach so thun Sie es. Ich bitte Sie auf den Knieen und mit blutigen Thränen darum! Alles ist mir erträglich, was mich betrifft, aber der Gedanke, meinen redlichen Vater so zu beschimpfen, ist mir unausstehlich. Ach erbarmen Sie Sich meiner! Gott wird es Ihnen lohnen.

Hundert und neun und zwanzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Mühlstrom an Aemilien Lindenfeld zu Sternheim.

Endlich, Aemilie, habe ich doch das Handwerk ergriffen, das ich lange vermied. Denk nur, ich bin hier Advocat geworden. Eine besondere Veranlassung brachte mich dazu. Als ich von Lukkern nach Mühlstrom reisete, traf ich unterwegs an einem Orte, wo die Pferde gewechselt

wurden, einen Mann an, der eben mit Extra-Post nach Mühlstrom reisen wollte. Er ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, fragte nach meinen Geschäften, und ich entdekte ihm mein ganzes Herz.

Der Mann war über meine Aufrichtigkeit und über mein Schiksal gerührt, und trug mir an, mich in Mühlstrom als Advocat zu etabliren. Er eröffnete mir dabey, daß er Präsident von der Regierung an diesem Orte sey, und versprach mir, mich auf alle Weise zu unterstützen. Ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß ich gleich einwilligte. Kaum hatte ich meine einwilligende Antwort gesagt, als mich der Präsident bat, meine Reise in seiner Gesellschaft zu machen. Du kannst Dir vorstellen, daß ich diese Offerte annahm, und so kam ich bald hierher. Ich meldete mich sogleich zur Aufnahme unter die juristischen Praktiker, und nach einigen Proben die ich ablegen mußte, ward ich unter die Zahl der ordentlichen Advocaten aufgenommen.

Meine erste Sache, die ich zu führen bekam, war zwar verdrießlich, doch hatte ich Gelegenheit dabey, eine Ungerechtigkeit zu verhüten. Ein gewisser Advocat hatte einen Mündel gehabt, der nicht wohl bey Verstande, aber bey gutem Vermögen war, und ihm war die Ver-

wal-

waltung dieses sämtlichen Vermögens von den Stadtgerichten zugleich mit der Vormundschaft aufgetragen worden. Er hatte bey diesem Geschäfte nicht redlich verfahren, und merkte am Ende, daß er über kurz oder lang eine schwere Rechnung abzulegen haben würde. Da kam er denn auf den Einfall, seinem Mündel eine Frau zu geben, und hoffte, auf solche Art mit seinen Unrichtigkeiten durchzukommen. Es fehlte auch nicht an einer Weibsperson, die sich zu Ausführung dieses Proiekts brauchen ließ. Ein gewisses Mädchen, die der Advocat aus der Ferne zu sich rufte, ward die Verlobte des iungen wahnwitzigen Menschen, der diese, ihm angetragene, Veränderung seines Zustandes, ganz durch die, einen solchen Menschen leicht einnehmenden Schmeicheleyen eines Mädchens betäubt, mit beyden Händen haschen wollte. Die Anverwandten dieses Menschen aber, die, ob sie gleich entfernt waren, dennoch erfuhren, was mit ihrem Vetter vorgehen sollte, wendeten sich an die Gerichte, stellten vor, wie unschiklich eine solche Heyrath seyn würde, und verlangten, daß diese Verbindung hintertrieben werden möchte. Zugleich bekam ich Auftrag, für den Bräutigam um einen neuen Vormund anzusuchen, und von dem alten Rechnung zu fodern. Ich that das, und es entdekten sich bald viele Unterschleife. Bey die-

dieser Gelegenheit wachten mehrere Betrügereyen des Advocaten auf, und er entging der Untersuchung durch die Flucht, auf welcher ihn die Braut des iungen Menschen begleitete. Indessen war doch das Vermögen dieses Unglüklichen grösten Theils erhalten. —

So hat sich nun meine Praxis angefangen, die, wie ich nicht anders sagen kann, täglich zunimmt. So bald ich mich nur ein bischen einrichten und auf eine mittelmäßige Einnahme rechnen kann, hol ich Dich hierher ab. Es wird dir wohlgefallen, das hoffe ich gewiß. Lebe indessen bey Deinen Freunden recht vergnügt, ich weiß, Sie werden Dich gern bis dahin behalten, wo ich Dich mit Aussichten auf Einkünfte abhohlen kann. Ich bin u. s. w.

Hundert und dreyßigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Sommerhayn an den Professor Müller zu J.

Ich schließe Dich über Deine Rükkehr und die Mittheilung Deiner neuern Ueberzeugungsgründe zu derselben in meine Arme, lieber Sohn, und danke Gott mit Thränen, daß er Dich mir wieder geschenkt hat. Denn Du warst verlohren für

mich.

mich. — Nun habe ich doch wenigstens einen meiner Söhne, dem ich meine våterliche Liebe weyhen kann. — O tausendmal sey Gott für diese Gnade gepriesen!

Ich gebe Dir sogleich meine Einwilligung in Deine Heyrath mit einem Frauenzimmer, das, allem Anscheine nach, eine Person ist, in deren Verbindung Du glüklich seyn wirst. Mein Segen folge Dir und Deiner künftigen Gattinn bis an das Ende Eurer Tage.

Kannst Du abkommen, so besuche Deinen alten Vater. Ich will mich unendlich freuen, wenn ich Dich umarmen kann.

Hundert und ein und dreyßigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilie Lindenfeld.

Warum ein Brief von demienigen, der mich alle Tage sprechen kann? werden Sie denken, wenn Sie dieses Schreiben erhalten. Aber Liebe! es gibt Unterredungen des Herzens, die man oft ungern mündlich anfångt. Und von dieser Art wird die ietzige seyn, in der ich Ihnen mein Herz, dessen traurigen Zustand Sie vielleicht schon lange gemuthmaßet haben, frey zu entdekken, långer nicht anstehen kann. Ich liebe Sie, angebetete Aemilie! Dieß ist das Bekenntniß, zu dessen

Eröff-

Eröffnung ich bisher so vielen Drang meines Herzens gehabt, und, worin ich noch einige Beruhigung bey meiner Pein zu finden, geglaubt habe. Ja, ich kann eine Liebe, zu deren Ueberwindung ich mich, nach vielen fruchtlos verursachten Kämpfen, durchaus zu schwach fühle, nicht länger verhehlen, ob ich gleich befürchten muß, daß Sie, dieser meiner Aeusserung wegen, böse auf mich werden.

Ach, Engel, haben Sie Mitleiden mit mir Elenden! — Ich leide an Nahmenlosen Martern der heftigsten Leidenschaft, deren Befriedigung ich nie hoffen darf, und die ich dennoch aus meinem Herzen nie vertilgen kann, so sehr ich mich deswegen bemühet habe. — Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß ich in einen solchen Zustand kommen könnte, ich, der ich die Herzensgeschichte des iungen Werthers so oft belachte, und den einen Thoren schalt, den eine Liebe einnehmen kann, deren Erwiederung unmöglich ist. O wie wenig kannte ich die Tiefen des menschlichen Herzens, und die Gestalt der Liebe! Ich wußte nicht, daß man auch unwillkührlich von dieser Leidenschaft hingerissen werden könne, und daß dann die Vernunft ein zu schwacher Wall dagegen sey.

Lei=

Leider habe ich es an meinem eigenen Beispiele erfahren! Das tägliche Anschauen Ihrer persönlichen Vollkommenheiten, bemeisterten sich meines Herzens und ich kannte bald außer Ihnen keinen Wunsch. Ohne freye Wahl also, keimte, nährte sich und wuchs, diese unglükliche Liebe, die ich in meinem Busen herumtrage, und ich habe willkührlich nichts zur Entstehung dieser Leidenschaft beygetragen, als daß ich Ihren Umgang nicht floh. Wie konnte ich aber eine Sache fliehen, die mich reizte, und von der ich keine solche schlimmen Folgen voraus sah? — So wenig, wie der Mensch verhindern kann, daß sich seine Seele eine fortdauernde Vorstellung von einer, ihm vor die Augen gekommenen, Sache, nicht machen sollte, so wenig konnte auch ich verhindern, daß Ihre Vollkommenheiten nicht stündlich, in Ihrer so angenehmen Gestalt, sich mir hätten vorstellen sollen, und kann denn der Wunsch ausbleiben, dasienige zu besitzen, was uns reitzend vorkommt? — Wer das leugnet, der kennt das menschliche Herz noch nicht, und er ist entweder für solche Empfindungen, seiner von Natur kalten Seele wegen, gar nicht empfänglich, oder er ist noch nie in einem Falle gewesen, wo er dergleichen Erfahrungen hätte machen können.

Verdammen Sie mich also nicht, Liebe, wenn mein Herz, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, Ihre Vollkommenheiten schätzen mußte, und wenn hieraus eine Liebe zu Ihnen entstand, die durch nichts zu erschüttern ist. Nichts in der Welt ist stark genug, diese Neigung in meiner Brust zu vertilgen, als der Tod. Aber dieses Ende meiner Leiden selbst zu befödern und Stoff zu einer neuen Werther-Geschichte zu geben, dazu ist Ihr Jüngling zu stark. Es ist Ihm Schande, die Fesseln mit Gewalt zu zerbrechen, in denen er seufzet, und er hält es für ein Opfer, das er Ihnen bringt, wenn er sie, so viel sie ihm auch Wunden machen, so lange trägt, als es dem Schiksale gefällt.

Ja, Liebe! ich will um meiner Liebe willen leiden, so lange noch eine Kraft in mir ist. Gönnen Sie mir nur zuweilen eine mitleidige Miene, und würdigen mich eines Händedruks. Darum bitte ich Sie und darum eröffne ich Ihnen mein Herz, verwerfen Sie nur den leidenden Jüngling nicht ganz, der so unaussprechlich unglüklich ist.

Das bin ich, Aemilie, so wie es nur ein Mensch seyn kann! Eine starke Hoffnungslose Liebe in seinem Herzen haben, ist das größte Seelenleiden.

D.

O, wie werde ich für meinen Stolz bestraft, den ich so oft in mir nährte, wenn ich mich für stark genug gegen alle Leidenschaften hielt, und manchen, über eine unglükliche Liebe leidenden, bey mir verachtete und ihn als einen Thoren ansah! O wie hat mich mein Herz, ia mein eigenes Herz von meiner Höhe herabgeschleudert, daß ich mich im Staube winden muß, und mich nicht wieder aufrichten kann. Heilig sollten iedem, auch diese Leiden seines Nebenmenschen seyn, und nie sollte er ihn derselben wegen verlachen. —

Ach, Aemilie, was werden Sie thun, wenn Sie diesen Brief gelesen haben? — Morgen werde ich auf Ihrer Stirne sehen, was ich zu erwarten habe. O ich begehre nichts als Mitleiden! Nur darum bitte ich.

Hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Der Hofrath Baumann zu Hohenzell an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Ich bin herzlich über die Nachricht von Ihrem Inquisiren erschrokken. Gott, wie schreklich würde es dem alten braven Vater seyn, wenn er auch noch das Unglük erleben sollte, seinen Sohn als einen Uebelthäter hingerichtet zu wissen! Das würde doch unter allen harten Begeg-

nissen, die er erfahren hat, das härteste seyn. O Sie müssen suchen, lieber Amtmann, wie Sie den Unglüklichen losbringen! Das muthe ich Ihnen freylich nicht zu, daß Sie ihn auf Ihre eigene Gefahr in Freyheit setzen, denn dadurch würden Sie sich Verantwortung zuziehen, wie denn überhaupt kein ehrlicher Mann einem andern zumuthen darf, seine Pflicht aus den Augen zu setzen.

Wie wäre es aber, wenn Sie die Sache dem Fürsten selbst meldeten, und eine Fürsprache einlegten? Er ist ein gütiger Herr, und ich zweifle fast nicht, daß er selbst seine Befreyung anordnen wird. Gewiß, glaube ich, daß bey diesem iungen Menschen diese Gnade nicht übel angewendet, und daß von ihm in Zukunft alles Gute zu erwarten seyn dürfte. Thun Sie immer, was ich Sie bitte; mir selbst ist, Helenens wegen, viel daran gelegen, wenn sie auch für mich verlohren seyn sollte.

Ich werde Sie nun so bald nicht sprechen können; weil mir eine Commission in einer Gränzsache aufgetragen worden ist, die mich weit von hier wegruft. Vielleicht habe ich bey diesem Geschäfte Zerstreuung, und mein Herz findet seine Ruhe wieder. Dieß ist mein sehnlicher Wunsch.

Leben Sie indessen wohl, so wohl als es wünschet Ihr u. s. w.

Hun-

Hundert und drey und dreyßigster Brief.

Lieschen Hohberg zu Einhaus an Simon van der Hardt zu F * *.

Das Lämmchen will nicht zahm werden, so viel Mühe ich und mein Mann uns auch darum gegeben haben, und es ist aus gar zu großem Mißvergnügen krank geworden. So gar viel wird es nun wohl nicht damit zu bedeuten haben, indessen möchte es doch wohl nöthig seyn, sie zuweilen an die frische Luft zu bringen, denn von dem langen Stubensitzen könnte sie endlich immer Schaden leiden. Erlauben Sie es, so soll Sie mein Mann zuweilen in den Wald spatziren führen, dadurch wird sie auch mehr Vertrauen zu ihm gewinnen, und sich dann auch eher ankörnen lassen. Ueberhaupt sähe ich nun gerne, Sie kämen bald selbst hierher. Ich weiß auch in der Welt nicht, was Sie so lange zurük halten kann. Hätte ich doch gedacht, Ihre Begierde, die Sie nach dem Mädchen zeigten, würde Sie keinen Tag ruhen lassen, und da sitzen Sie nun schon so lange in ihrem alten F * *. ohne nur einmal nach dem Täubchen zu sehen.

Es gibt doch nicht etwa dort schon wieder etwas neues, das der Herr van der Hardt erst noch mitzunehmen geruhen wollen, ehe Sie die

Haupt-Festung zu blokiren denken? Könnte immer seyn, denn außerdem begriff ich Ihre Fahrlässigkeit nicht, die Sie Sich sonst in dergleichen Angelegenheiten nie gern zu Schulden kommen ließen. Immer aber beschleunigen Sie Ihre Hierherkunft, worauf wollen Sie warten? — Auf eine gutwillige Uebergabe möchte, meines unvorgreiflichen Dafürhaltens, doch schlechte Rechnung zu machen seyn, und da ist denn wohl die gewaltsame Einnahme des Orts eine Sache, die am füglichsten bald vorgenommen wird. Ich erwarte nächstens Ordre, oder Sie selbst.

Hundert und vier und dreyßigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sternheim an Ernst Rosenfels.

Was thun Sie mir da für eine Erklärung, vor der ich zurükgeschaudert bin! Wie, Sie verlangen die Liebe eines Weibes? O Rosenfels, denken Sie nach, wie wenig ich im Stande bin, Ihre Liebe zu erwiedern, und reissen aus Ihrem Herzen eine Leidenschaft, die Sie unglüklich machen wird, wenn Sie solche länger hegen. Bin ich nicht eine verehlichte, die ihr Herz nicht mehr verschenken kann? Steht es in meiner Macht, Ihren Wunsch zu befriedigen? O hätte ich gewußt, daß mein Umgang Ihnen so gefährlich

werden konnte, wie sehr würde ich Sie geflohen haben! Und vielleicht sollte ich dieß iezt noch thun, vielleicht sollte ich Ihnen gar nicht auf Ihren Brief antworten! Aber dazu konnte ich mich doch nicht entschließen, weil ich wirklich viele Freundschaft zu Ihnen habe, und Sie nicht gern beleidigen, vielleicht auch von Ihrer Leidenschaft heilen möchte. Gehn Sie in Sich, und bedenken, daß ein Mann seine Leidenschaften mit dem Ruder der Vernunft dirigiren müsse, nicht aber seine Vernunft mit dem Ruder der Leidenschaften! Was können Sie hoffen, wenn Sie eine Liebe zu mir fernerhin in Ihrem Busen nähren, bey der Sie, das betheure ich Ihnen vor Gott! nie das geringste zu erwarten haben. Noch ist es Zeit, sich loszureissen, ehe der Schade unheilbar wird.

Thun Sie das, lieber Rosenfels! Um der Freundschaft willen, die ich zu Ihnen habe, bitte ich Sie darum! Seyn Sie zufrieden, wenn ich Ihnen versichere, daß ich Ihre Freundinn bin und Sie schätze, und lassen keinen Gedanken von einem Wunsche nach mehrerem in Ihre Seele kommen, damit meine Melancholie keinen neuen Zuwachs erhält! Sie wissen, daß ich ohne dieß genug leide.

Wollen Sie mich hören, so schätze ich mich glüklich, sonst aber muß ich fliehen, so wenig ich iezt einen bessern Aufenthalt zu finden weiß.

Hundert und fünf und dreyßigster Brief.

Mariane Nagelinn zu Hellwitz an den Advocat Körner zu Strudach.

Wie bin ich angekommen, lieber Körner! Ich wußte nicht, wo ich mich bey unserm schleunigen Abzuge hinmachen sollte, und mir fiel ein, den Steuerrath Rhote aufzusuchen, weil ich hoffte, daß er mich doch einige Zeit bey sich behalten würde. Ich marschirte auf Sternheim zu, ward auch ganz wohl aufgenommen. Ich fand daselbst noch ein anderes, mir unbekanntes, Weib, die ihren Siz daselbst hatte, auch noch einen, mich deucht, empfindsamen Jüngling, einen Bruder der Steuerräthinn, der dem fremden Weibe, wie ihr Schatten, allenthalben folgte.

Bald aber war die Herrlichkeit meines Aufenthalts aus, und ich erfuhr auf einmal wer das Frauenzimmer war, die neben mir das Glük hatte, im Rhotischen Hause zu privatisiren. Denken Sie, es war des Advocat Lindenfelds Eheweib, der meine schöne Hoffnung vereitelt und Sie und mich von Mühlstrohm wegpracticirt hat. — Wie ich das in Erfahrung brachte, sollen Sie gleich hören.

Ich war kaum einige Tage im Hause, als einst früh ein Brief an oben belobte Frau ankam.

Ich ließ mir nichts Arges träumen, und trank meine Tasse Thee in guter Ruhe, als ich aus dem Innhalte des Briefes, den das Weib uns vorlas, und worin Lindenfeld unsere ganze Geschichte, und wie er uns aus Mühlstrom gebracht hat, erzählte, unvermuthet vernahm, daß ich hier in ganz unrechte Hände gefallen sey. Zum Glük habe ich, wie Sie wissen, die Gabe, die Gegenwart des Geistes nicht leicht zu verlieren, und mein innres Schrekken ward nicht wahrgenommen, das aber warlich nicht gering war.

Ich entschloß mich nun gleich, das Weite zu suchen, ehe ich noch verrathen würde, nahm einen Vorwand meiner baldigen Abreise, und ging hierher. Doch habe ich noch vorher Gelegenheit gehabt, aus den Händen der Lindenfeldinn ein Werkzeug zur Rache gegen sie und ihren Mann zu erhalten. Es ist beyliegender Brief, den Sie suchen müssen, in Lindenfelds Hände zu bringen.

Wie aber nun unser beyderseitiges Schiksal werden wird, das wird der Himmel wissen, wenn er, wie ich freylich eben nicht zu glauben geneigt bin, sich um uns bekümmern sollte. — Wie wäre es, Körner, da Sie nun doch schwerlich wieder nach Mühlstrom gehen werden, wenn

Sie Sich einmal in der Nacht dahin machten, so viel, als Sie könnten, zusammenräumten, und wir dann mit einander, da unser Schiksal sich so ähnlich ist, in die weite Welt gingen? — Mir kommt der Einfall warlich ganz artig vor, möchte es doch bey Ihnen auch so seyn! Wer weißt, was wir für Dinge noch mit einander ausführen können; wir kennen uns ia! Antworten Sie mir, ich will mich so lange hier aufhalten.

Hundert und sechs und dreyßigster Brief.

Der Professor Müller zu J. an Ernestine Lauer zu H.

Es ist nun geschehen, liebste Ernestine, was Sie, wenn ich auf Ihr Herz Ansprüche machen dürfte, von mir verlangten. Ich bin wieder auf dem ersten Wege, wohin mich eine tödtliche Krankheit geleitet hat; meine Aeltern sind mit mir ausgesöhnt, und geben ihre Einwilligung in meine Verbindung mit Ihnen, wie Sie aus dem Einschlusse sehen werden; und nichts fehlt noch, als daß Sie nun Ihr mir gegebenes Wort halten. Dann bin ich ganz glüklich, so glüklich wie ein Mensch in der Welt seyn kann! O daß Sie mir erlaubten, zu Ihnen zu eilen, und aus Ihrem Munde die Gewährung meines ersten Wunsches zu hören! Thun Sie es, Angebetete, mit einem

von der zärtlichsten Liebe erfüllten Herzen bitte ich Sie darum, mit einem Herzen, das ganz Ihnen gehört, und, so lange es schlägt, Ihnen zugehören wird.

Ich habe zugleich an Ihren Herrn Vater geschrieben, und um das Geschenk Ihrer Person gebeten, ich weiß aber, daß auf Sie alles ankommt, mich glüklich zu machen. Ja es steht ganz bey Ihnen, demienigen des Lebens größte Seligkeit zu schenken, der mit unwandelbarer Zärtlichkeit ist u. s. w.

Hundert und sieben und dreyßigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Frankenberg an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Ach Gott, wie unglüklich ist mein Freund Frankenberg! Sein Weib ist eine höllische Furie. — Ich muß Dir alles ausführlich sagen.

Als ich hier ankam, war Frankenberg nicht zu Haus. Seine Gemahlinn empfing mich ganz kalt; da sie aber hörte, wie bekannt ich mit ihrem Gatten sey, so heiterte sich ihr Gesicht auf einmal auf. Sie verschwendete eine Menge Freundschaftsbezeigungen an mich und äußerte so viele gute Gesinnungen, daß ich über die Klagen ihres Mannes ganz irre ward.

Da ich nach einer kurzen Unterredung den Wunsch äußerte, meinen Freund bald zu sprechen, so war sie so gefällig, mich sogleich selbst zu ihm zu begleiten. Er war in seinem Gehölze, wo er Bäume anwies und für Wonne außer sich, als ich zu ihm kam. Die Frau von Frankenberg war so freundlich gegen ihren Mann, daß ich mich über seine Beschwerden im Herzen äußerst wunderte und noch mehr wie vorhin irre ward. Wir gingen nach vollendeten Geschäften meines Freundes zurük nach Frankenberg und es kam mir immer unbegreiflicher vor, wie mein Freund gegen eine so Liebevolle Gattinn klagen und iezt, da sie so zuvorkommend gegen ihn war, zurükhaltend gegen sie seyn konnte.

Ich schwieg, nahm mir aber vor, mit dem Herrn von Frankenberg ernstlich zu sprechen. Ich fand aber hierzu nicht eher Gelegenheit, als bis er mich an einem, wirklich froh durchlebten Abend, wo es zuging, als ob die größte Harmonie in diesem Hause herrschte, auf das mir angewiesene Zimmer brachte.

Ohne lange zu warten, erklärte ich meinem Freunde mein Bedenken über seine Klagen und wollte ihm deshalb eine Sittenpredigt halten. Allein er umarmte mich sogleich beym dritten

Wort

Wort unter Vergießung einer Menge Thränen und erstikte meine Rede.

„Lassen sie sich" sagte er, unter Aeußerung des tiefsten Kummers, „durch das beobachtete Betragen meines Weibes nicht irre machen. So handelt sie allezeit, wenn ein Fremder bey mir ist, um sich bey iedermann den Schein zu geben, als ob ich der schuldige Theil bey unsern Uneinigkeiten wäre. Verstellung ist eine ihrer größten Künste und durch diese hat sie es schon oft dahin gebracht, daß von vielen Personen alle Schuld unsrer Mishelligkeiten auf mich geschoben worden ist. Aber glauben sie mir, daß ich die Wahrheit geredet habe und daß sie in der Folge meine Erzählung für gegründet halten werden. Thun sie ihr nur, so bald es sich schikken will, von allem was sie wissen, Vorhalt, und benutzen dann die Gelegenheit, (die ich ihnen verschaffen werde) die erste Unterredung zwischen mir und meinem Weibe anzuhören, und sie werden mehr sehen und hören, als sie ie geglaubt hätten."

Ich muß gestehen, daß ich meines Freundes Vorgeben nicht für wahrscheinlich hielt; indessen ließ ich es dabey bewenden und nahm mir vor, gleich am folgenden Morgen mit der Frau von Frankenberg dieser Sache wegen zu sprechen. Es glükte mir auch sogleich nach dem Frühstük — vermuthlich ließ uns ihr Gemahl mit Bedacht

Zeit

Zeit dazu — mit ihr allein zu seyn und ich sprach ganz offenherzig von der Lage meines Freundes mit ihr.

Schon der erste Blik, den ich beym Anfang meiner Unterredung auf ihre Gesichtszüge warf, überzeugte mich, daß mein Freund nirgends die Unwahrheit geredet hätte. Denn bey aller Bemühung, sich zu verstellen, nahm ich wahr, daß das Weib ein grundböses Herz haben müsse. Ihre ganze Miene ward entstellt, sie affectirte Freundlichkeit gegen mich und doch fluchte mir ihre Miene. Sie bemühete sich auf das beste von ihrem Gemahl zu sprechen, und doch drukte ihr ganzes Gesicht den größten Groll gegen ihn aus. Sie wußte Worte genug, ihre Schuldlosigkeit zu betheuern, aber ihre Physiognomie sagte mir das Gegentheil. Ich brach von allem dem, was sie zu antworten wußte, ab, und ließ mich nur darauf ein, sie überhaupt zu überzeugen, wie sehr ieder Ehegatte verbunden sey, alles aus dem Wege zu räumen, was die eheliche Verbindung schwarz mache und bat sie, mit ihrem Gemahl aufrichtig umzugehen, ihm alles zu entdekken, was ihr an ihm nicht gefiele und keine ihr von ihm ertheilte unangenehme Nachricht zu verschweigen.

Sie

Sie versprach mir endlich dieß alles und ich hatte von neuem Vertrauen zu ihr, unterließ auch deshalb, ihr die Thorheit ihrer Eifersucht nachdrüklicher vorzustellen, zumal da ich bemerkt hatte, daß sie sich ganz beleidigt fühlte, wenn man sie für eifersüchtig hielt.

Kaum war unser Gespräch geendiget, als Frankenberg in die Stube trat. Wir schwiegen, und in dem Augenblik waren des Weibes Gesichtszüge wieder in Ordnung, sie sprach mit ihrem Manne freundlich und wer zu glauben vermag, daß ein menschliches Herz, das an sich böse ist, in der größten Geschwindigkeit gut werden kann, dürfte gewiß auf die Gedanken gekommen seyn, daß die Frau von Frankenberg durch mein Zureden anderes Sinnes geworden sey. Allein ich schloß aus diesem Betragen das Gegentheil und mein kaum gefaßter Muth schwand wieder dahin.

Frankenberg hinterbrachte mir, indem er mir einen Wink gab, sein Pfarrer verlangte mich zu sprechen und er wollte mich dahin führen. Ich verstand mich gleich dazu und wir gingen mit einander hinweg. Allein er brachte mich nach einer kurzen Abwesenheit in ein neben seinem Wohnzimmer gelegenes Stübchen und er selbst ging in ienes, wo seine Gattinn war.

Ich

Ich konnte hier alle Worte hören, aber ach! wollte Gott! ich hätte sie nicht gehört. Nie hätte ich geglaubt, daß sich ein Weib gegen ihren Mann solche Behandlungen erlauben könnte. Sie fuhr mit den schreklichsten und schändlichsten Schimpfworten über ihn her und warf ihm unter den unanständigsten Ausdrükken vor, daß er mir — ich will nur hersetzen, was sie sagte — schwarzem Halunken, die ganze Sache eröffnet hätte.

Ich muß freylich bekennen, daß Frankenberg hitzig ward, indessen blieb er doch immer noch in den Schranken, in welchen vielleicht hundert andere an seiner Stelle nicht geblieben wären. Das Gespräch ward nach und nach ein lauter Zank und ein ängstlicher Ruf meines, sein Weib zu sehr schonenden, Freundes, überzeugte mich, daß Sie Hand an ihn gelegt hätte. Ich riß die Thür auf und fand meine Vorstellung auf eine so grause Art bestärket, daß ich Dir davon keine Beschreibung machen will.

Sie war wie vom Donner gerührt, als sie mich so plözlich auf sie zueilen sah. Ihr Furiengesicht war iezt so geschwind nicht zu verbergen, indessen sanken ihre Hände von Ausübung des vorgehabten Bubenstüks nieder und sie ward blaß.

Jezt redete ich im vollen Ernste mit ihr und in meinem Eifer mußte sie Wahrheiten hören, die sie außerdem vielleicht nie gehört hätte. Ich versicherte sie dabey, daß ich nun alles anwenden würde, um meinen Freund von einem solchen Ungeheuer zu befreyen, nahm den armen, halbtodten, Mann in meine Arme und führte ihn auf mein Zimmer.

Ich schikte nach einem Arzt, da ich offenbar sah, daß Frankenberg durch das gehabte Aergerniß außerordentlich erschöpft war. Ehe derselbe noch beykam, mußte ich ihn, seiner Schwachheit wegen, zu Bett bringen lassen, und nun liegt er schon drey Tage an einem Gallenfieber in großer Schwachheit. Ob er gleich nach des Arztes Versicherung in Gefahr ist, sein Leben zu verlieren, so hat sich doch sein Weib — kannst Du das wohl glauben? — noch nicht bey seinem Lager sehen lassen.

Ich muß nun doch noch einige Zeit hier verweilen, da der Mann so ganz verlassen ist. Du sollst ehestens wieder Nachricht erhalten. Leb wohl indessen, gutes Weib!

Hundert und acht und dreyßigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sternheim an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Mir thut es leid, liebe Mutter, daß Sie meinetwegen in Sorgen sind. Glauben Sie aber nicht, daß bey meinem Umgange mit Rosenfels Gefahr zu befürchten sey. Er ist zu tugendhaft gesinnt, als daß er meine Freundschaft mißbrauchen sollte, und ich habe ihn, denke ich, von allen Anfällen auf meine Tugend zu weit entfernt, als daß ich etwas zu besorgen hätte. Das muß ich freylich gestehen, daß ich den guten Jüngling schätze! wer sollte das aber auch nicht thun? Er ist brav und bieder, wie selten eine Mannsperson von seinem Stande und Alter, und *ich* bin ihm Verbindlichkeiten schuldig, die Sie noch nicht wissen. Können Sie Sich vorstellen, daß ich ihm die Fortdauer meines Lebens zu danken habe? — Ja, so ist es! Hören Sie, was er an mir gethan hat! —

Wir waren lezthin bey einem benachbarten Amtmanne zum Besuche. In der Nacht kam Feuer im Hause aus, und als ich erwachte, war das Zimmer im dritten Stokke, wo ich lag, voll Feuer und Dampf. Ich wollte mich retiriren, allein die Treppen braunten schon. Ich lief zurük ans Fen-

Fenster und rief um Hülfe, aber das Geschrey derer, die zum Löschen da standen, verschlang mein ängstliches Rufen. Schon ergab ich mich drein, einen schreklichen Tod zu leiden, als der gute Rosenfels die brennende Treppe heran lief, mich in dem Augenblikke in einen mitgebrachten Mantel hüllte, und, indem er mich in die Arme faßte, durch die ihn hie und da an seinem Körper beschädigende Flamme, die Treppen hinab, und zum Hause hinaus trug.

Sollte ich dem Menschen nicht günstig seyn, der mich mit Gefahr seines Lebens aus der fürchterlichsten Lage rettete? — Das wäre unerhörter Undank! Aber, liebe Mutter, meine Freundschaft ist deswegen keine Liebe, vor der ich erröthen dürfte! Ich kenne die Pflichten, die ich meinem Manne schuldig bin, und diese werde ich nie verletzen, aber eines andern Freundinn darf ich doch seyn? — Und schonen muß ich überdieß den armen Jüngling, und Ehrfurcht vor sein gutes Herz haben; wollte ich das nicht thun, so würde ich unmenschlich handeln, und ihn vielleicht zu einer That verleiten, die einem zärtlichen Herzen, dessen Gefühle mit kalter Verachtung vergolten werden, so unnatürlich nicht ist, als vielleicht mancher Sittenlehrer, dessen Seele zu dergleichen Empfindung zu stumpf ist, glauben möchte.

Seyn Sie ruhig, beste Mutter, und glauben, daß ich so wenig meine Grundsätze verlassen und in meiner Achtung gegen den Bruder meiner Freundinn zu weit gehen, als ich ie aufhören werde zu seyn u. s. w.

Hundert und neun und dreyßigster Brief.

Der Consistorial-Secretair Flucht zu Grubheim an den Pfarrer Ludwig zu Eichenthal.

Aber höre, Bruder! für solch einen Bösewicht hätte ich Dich nicht gehalten, der Du so gewiß bist, als die Sonne am Tage und der Mond in der Nacht leuchtet. Erst kommt der Bursche und will einen guten armen alten Pfarrer in der reinen Lehre verdächtig machen und hinter drein ergibt sich, daß der Herr Denunciant ein armes Mädchen nicht nur verführt und unter Versprechung der Heyrath um ihre Unschuld gebracht, sondern sie sogar zu Begehung eines Meineides verführet hat. Für einen lustigen Passagier hielt ich Dich immer, aber dergleichen Bosheiten hätte ich Dir doch nie zugetraut! Ich bin nur ein armseliger Laie, aber bey meiner Seele! dergleichen Dinge, die Dich verunehren, möchte ich auf meinem Herzen nicht sitzen haben.

Sieh Kerl! das ist mein ganzer und wahrer Ernst und wenn es sich für Dich und für mich schikte, so wollte ich Dich Deiner Hundsfütterey halber herum fuchteln, daß es eine Art hätte. Auch würde ich, wenn ich im Collegio säße, kein Bedenken getragen haben, auf Deine Remotion anzutragen, wie denn auch ein dergleichen ohne mein Zuthun erfolgt seyn würde, wenn nicht unser alter, rechtschaffener Oberhofprediger — aber das sage ich Dir! zum lezten Mahle — sich für Dich interponirt hätte. Dank es diesem alten Ehrenbraven Manne, daß die Sache noch so abläuft, wie Du wahrlich nicht verdienst. In der Beylage findest Du das weitere: — Leb wohl und werde besser, wenn Du glüklich seyn willst!

Hundert und vierzigster Brief.

Der Oberhofprediger Greis zu Grubheim an den Pfarrer zu Eichenthal.

Mit innigster Betrübniß habe ich vernommen, daß Sie, ein Lehrer der Religion, Schandthaten auf Ihrem Gewissen haben, deren sich sonst der geringste Mensch schämt. Was mein Herz bey solchen Erfahrungen leidet, will ich Ihnen

nicht sagen. Sie wissen meine Gesinnungen und können alles fühlen, wenn Sie wollen.

Werth wären Sie es, so gleich removirt zu werden — denn die Anklage der von Ihnen so äusserst gemißhandelten Person ist mehr, wie Sie vielleicht denken, erwiesen — allein noch zum lezten Mahle soll Ihnen Frist zur Besserung gegeben werden. Befriedigen Sie die arme Kreatur, die von Ihnen unglüklich gemachte Meinerinn und bewirken, daß sie ihrer erhobenen Klage entsagt, so soll nochmals alles vergessen seyn. Geschieht dieß aber nicht, dann erwarten Sie alle Strenge! — Wählen Sie das beste für Sich.

Hundert und ein und vierzigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Freuen Sie Sich, lieber Sohn, meine Unschuld ist an den Tag gekommen! Die niedergesezte unpartheyische Commission hat die Sache untersucht, mich für unschuldig befunden, und meine Feinde sind beschämt. Wissen Sie wer diese sind? Der alte Heym und Ihr Vater. — Ja, diese sind es, die an meinem Untergange gearbeitet und zur

Beför-

Beförderung meines Falles eine meiner vorigen Handlungen verdrehet haben, welcher ich mich warlich! am wenigsten zu schämen Ursache habe. Ich hätte mich leicht an den Störern meiner Ruhe, wenigstens an Heymen rächen können; allein dadurch würde ich niedrig geworden seyn.

Sogleich als meine Ehre gerettet war, bat ich um Unterdrükkung der Sache. Ich bin gerechtfertiget und habe hinlängliche Genugthuung. Mit einer Zulage von zwey hundert Thalern und dem Hofraths=Titel bin ich zurük berufen, und von dem Fürsten mit Gnade überhäuft worden. Warum sollte ich da noch Rache suchen die ohnehin kein Rechtschaffner suchen muß. —

Wollen Sie sehn, wie froh ich über die Rettung meiner Ehre bin, so kommen Sie bald zu mir.

Hundert und zwey und vierzigster Brief.

Simon van der Hardt zu F.** an Lieschen Hohberg zu Einhaus.

Das kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich weder Wallfahrtengehen, noch Betens wegen, mich so lange hier aufhalte. Freylich gibt es da so eine kleine Gelegenheit, die Simon van der Hardt nicht gern ungenutzet vorbeygehen läßt.

Dein Vögelein bleibt mir doch gewiß, und da muß ich schon die weniger Gewissen mitnehmen. Aber nun komme ich doch bald. Laß immer indessen das Täubchen frische Luft schöpfen, daß es nicht etwa wie eine Fastnachtsbrezel aussieht, wenn ich erscheinen werde. Nur richte die Sache so ein, daß es nicht davon fliegen kann; sonst sollst Du und Dein Mann Unglüks-Gewitter eher erleben, als einen Regen von Bratwürsten und Fleischpasteten. Du weißt wohl wie es in dergleichen Fällen mit mir ist, und darnach richte Dich, wenn Dir Deine Haare auf dem Kopfe lieb sind!

Hundert und drey und vierzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilie Lindenfeld.

Ach, Aemilie, meine Leidenschaft weicht nicht; iede Minute wird sie stärker. Je mehr ich mir alle Ihre Vollkommenheiten vorstelle — und wie kann ich diesen Gedanken verhindern? — ie mehr brennt die unglüklichste Liebe, die noch ie in den Busen eines Sterblichen gelodert hat. — O sagen Sie mir nicht vom Lenken der Leidenschaften durch das Ruder der Vernunft! Wir wollen das Gleichniß vom Schiffe annehmen, festsetzen, die Vernunft müsse den Willen des Menschen auf dem Meere der Leidenschaften regieren, wie der Steuermann das Schiff auf dem Wasser dirigirt; würden Sie denn dem Steuermanne, der bey einem Sturme, in den tobenden Wellen des Meeres, die Direction seines Ruders aufgeben muß, einige Schuld beymessen, wenn sein Schiff zu Grunde gehet? — Gewiß nicht! Muthen Sie also auch der Vernunft, und wenn es die möglichst beste ist, nicht zu, daß ihr Ruder den Willen des Menschen, der von den Wellen einer Leidenschaft hin und her geworfen wird, den gehörigen Weg leiten soll. Dieß sind Dinge, die ich freylich einst selbst glaubte, aber nun, nach ge-

machter eignen Erfahrung, für unmöglich halte.

Ach Liebe, unsere Herzen leiden keine Vorschriften, unsere Empfindungen lassen sich nicht weg philosophiren. Es läßt sich vortreflich von Bezwingung und Bekämpfung der Leidenschaften reden, wenn man kalt genug ist, keine zu fühlen; aber wenn sie sich einmal der Seele bemeistert haben, dann, Philosoph, frage ich Dich auf Dein Gewissen, ob Du stark genug zur Ueberwindung bist! Ich denke, Du wirst so gut nicht im Stande seyn, die Fesseln einer starken Liebe zu zerbrechen und Dich frey zu machen, als der Unphilosoph. —

Ganz wahr ist die Stelle jenes Dichters:

Ist Liebe Zwang, ist Liebe Wahl? —
Wenn ich bedenke wie uns oft
So plözlich, rasch und unverhoft
Die Leidenschaft ergreift, uns auf die Folter schraubet,
Uns aller Klugheit, aller Fähigkeit beraubet,
Uns blendet, uns tyrannisch niederdrükt,
Und jeden andern Ruf in unsrer Brust erstikt, — —
So scheinet mir die Liebe Zwang.

O wie gut wäre es, wenn ich eine Neigung in meiner Brust zerstören könnte, die mir meine ganze Ruhe raubt. Alle meine Freuden, Aemilie, sind dahin. Die Reize der Natur an einem schö-

schönen Herbstmorgen, die mich sonst in den seligsten Zustand setzen konnten, haben für mich nichts anziehendes mehr. Mich rührt kein Garten, kein Bach, keine Flur mehr.

Umsonst stralt meinem trüben Aug'
Das schöne Silberweis der Balsaminen;
Der Tuberose zauberische Hauch
Verschwendet Wohlgeruch umsonst — es grünen
Umsonst Aurikeln aus der Erde vor,
Mich durch ihr neu veriüngtes Leben,
Zur Heiterkeit und Freude zu erheben;
Die maiestät'sche Malve hebt umsonst ihr Haupt empor.
Und schwinget ihre Purpurblume
Durch frecher Ranken schnellen Lauf
Bis zu der kühnsten Höh hinauf;
Umsonst prangt an der Gartenlaube,
Des Weinstoks Freuden = schwangre Traube. —
Mein trüber Blik sieht nicht die Balsaminen
Nicht die Aurikeln aus der Erde grünen;
Ich athme nicht der Tuberose Duft
Aus den, an ihren Wohlgerüchen reichen Luft;
Umhüllt bin ich mit Dunkel — sehe
Die Malve nicht auf ihrer kühnen Höhe;
Der rothen Traube volle Beere ruft
Kein froh Gefühl in meine düstre Seele;
Der bunte Apfel, der auf trächtgen Gipfeln thront,
Und alles was im Herbst den Fleiß des Menschen lohnt,
Und alles Schöne in dem Heiligthume
Der herrlichen Natur, hat keinen Reiz für mich!

Mein Herz, Aemilie, kennt keinen Wunsch als Dich!
Er ist es nur, der meinen Busen schwillt — —
Und dieser Wunsch — ach — dieser Wunsch bleibt ewig unerfüllt? —
Was soll mir so mein Freudenleres Leben;
Kannst du, Natur, aus deiner Fülle,
Mir nicht Aemilien, nicht ihre Liebe geben,
O so begehr ich nichts! — der Todtenschleier hülle
Mein sinkendes und mattes Haupt zur Ruhe ein!
Gib deine Schätze Seelen ohne Kummer
Und räume mir zum sanften Grabesschlummer
Ein kleines Plätzchen nur in deiner Erde ein. —

Alles ist todt um mich her. Alle Arbeit ist mir zum Ekkel, ich fliehe die mir sonst so liebe Musik, und nur Sie sind der Innhalt meiner Gedanken. —

Ach ich leide unaussprechlich! Gönnen Sie mir nur einen Plaz in Ihrem Herzen, wenn es auch der unterste ist, und erlauben mir, Ihnen meine Empfindungen zu schreiben, damit ich nur einen kleinen Trost habe. Wer weiß, wie lange mein Körper die ermüdenden Kämpfe noch aushalten wird, und dann wird es Ihnen doch auch lieb seyn, wenn Ihnen Ihr Herz sagen wird, daß Sie mich Armen in meinen Leiden getröstet haben. —

Ach daß doch die weite Welt nur ein Flekchen hätte, wo ich Ruhe fände! Aber sie hat es

nicht,

nicht, als in ihrem Schoose in der allgemeinen Ruhekammer aller Unglüklichen. Wohl denen, die da schlafen! Die mütterliche Hand der Erde dekt sie gegen alles Leiden. O daß bald — bald der Tod mir seine Hand reichen, und auch mich zu dieser Ruhe einführen möchte! — Liebe Aemilie, nur um einen freundlichen Blik bitte ich, wenn Ihnen meine Augen sagen, was in meinem Herzen vorgeht. Ich will nichts was Ihren Verbindlichkeiten zuwider wäre, denn, ich darf es nicht wollen. — Aber meine Liebe bleibt, so lange noch ein warmer Blutstropfen in meinen Adern rinnt. Gott — doch was soll ich weiter reden. —

Hundert und vier und vierzigster Brief.

Karl Lindenfeld zu Mühlstrom an Aemilie Lindenfeld zu Sternheim.

Noch immer sind meine Umstände nicht so beschaffen, daß ich Dich hieher holen könnte. Ich habe zwar Arbeit und Zulauf genug, gleichwohl sieht es mit der Einnahme noch nicht so aus, daß ich es kühn wagen könnte, Dich gehörig zu unterhalten. Bleibe immer noch eine Zeit bey unsern Freunden, sie schätzen Dich und werden es gern sehen. Mit der Zeit darf ich immer hoffen,

fen, daß ich hier mein Glük finde, denn der Präsident ist mein großer Gönner. Freylich weiß kein Mensch besser als ich, daß man sich auf menschliche Patrone nicht gar zu fest verlassen darf. Doch ist eine Hoffnung besser als keine. Ich muß es der Zukunft überlassen, wie es ferner gehen soll. Lebe wohl Aemilie und grüße Deinen guten Wirth und sein liebes Weib.

Hundert und fünf und vierzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sternheim an Ernst Rosenfels.

Sie dauern mich, lieber Rosenfels, und ich wünschte nichts mehr, als Ihre Leiden mindern zu können; aber wie kann ich das! Sie wissen, ich bin gebunden, und darf Ihre Liebe mit nichts als Bedauren, erwiedern. Ach wenn Sie doch eine so unselige Leidenschaft aus Ihrem Herzen verbannen könnten! Bemühen Sie Sich darum! Stellen Sie Sich die Unmöglichkeit vor, daß ich die Ihrige werden kann, entfernen Sie Sich einige Zeit von mir, und ich hoffe gewis, Sie werden wieder genesen. Glauben Sie mir, daß ich mit Ihnen leide, und — wenn dieß Ihnen etwa Trost seyn sollte — vielleicht mehr leide, als Sie!

Was

Was hilft aber Ihre Anhänglichkeit an mir! Sie bringen Sich durch Ihren Harm um Ihre Gesundheit, und thun dieß um einer unmöglichen Sache willen. — Kann ich Sie aber mit der Versicherung zufrieden stellen, daß Sie meine ganze Liebe haben, in so ferne Sie nichts von mir begehren, was meinen Pflichten zuwider ist, so kann ich Ihnen diese hiermit aus dem Innersten meines Herzens geben. Mehr aber kann und darf ich nicht thun, und mehr wird auch ein tugendhafter Jüngling, wie Rosenfels, nicht von mir verlangen.

Beruhigen Sie Sich bey dieser Erklärung und bedenken, daß wir nicht für einander geschaffen seyn müssen, sonst würde uns das Schiksal wohl vereiniget haben. Ich versage Ihnen das freundlichste Gesicht, das ich in meiner Gewalt habe, so wenig, als die beste Aufnahme, wenn Sie mich fernerhin besuchen wollen; nur legen Sie Ihren Trübsinn ab, der Ihnen in so mancherley Betracht Schaden bringt, und meine, ohne dieß unglükliche Lage noch trauriger macht. Thun Sie das ia, Lieber.

Hundert und sechs und vierzigster Brief.

Ernst Hübner zu Einhaus an Helenen Müllerinn.

Sie werden schon lange an mir wahrgenommen haben, daß ich Ihr Schiksal bedaure, und schon lange hätte ich Sie gerettet, wenn es mir zur Zeit noch möglich gewesen wäre. Aber ich will es noch thun, liebe Helene! Ich bin das Ihrem väterlichen Hause, wo ich viel gutes genossen habe, noch mehr aber Ihnen selbst schuldig, die Sie mir während Ihres Aufenthaltes in diesem Hause so viele gute Gesinnungen eingeflößt und mich zu der Erkenntniß gebracht haben, daß ich bis hierher auf keinen guten Wegen gewandelt bin. Ihre Tugend, Ihre Gottesfurcht hat mich erst beschämt, und dann Entschlüsse in mir hervorgebracht, die die Besserung meines Lebens bewirkt, und den festen Entschluß in mir rege gemacht haben, die bisherige Lebensart zu verlassen und auf dem Wege der Tugend zu gehen.

Ja, ich erkenne und bereue alle meine bisherigen Abweichungen, und will den Anfang meiner Besserung damit machen, daß ich Sie aus den Klauen eines Bösewichts und eines ihm dienenden Weibes bringe, ich selbst will dieses Weib,

die,

die, wie Sie bisher irrig geglaubt haben, nicht eine mir angetrauete Ehefrau, sondern eine Verworfene ist, die mich durch mancherley Kunstgriffe an sich fesselte, verlassen und mich von ihr losreissen. Aber darf ich es wagen, einen so kühnen Antrag an Sie zu thun, und eine Bedingung zu setzen, unter welcher ich Sie den Händen eines unzüchtigen Edelmanns entführen will? — ich bitte um Ihr Herz und Ihre Liebe, auf den Fall Ihrer Befreyung. Sagen Sie mir meine Bitte zu, so sollen Sie in kurzer Zeit in dem Schoose Ihrer Verwandten seyn, und dann will ich Ihnen noch etwas entdekken, was Sie sehr nahe angeht, und dem Schiksale einer Ihnen sehr lieben Person eine besondere Wendung geben wird. Ich lege hier einen Bleystift und einen leeren Bogen bey, antworten Sie mir nur einige Zeilen. Ich bin u. s. w.

Hundert und sieben und vierzigster Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ach, lieber Vater, das Glük meiner Verbindung hat nicht lange gedauert. Können Sie wohl glauben, daß mein Mann, mein so zärtlich geliebter Mann, den ich für einen reinen

Engel

Engel gehalten habe, ein Ungeheuer ist? — Ja, das ist er! Hören Sie folgende Geschichte.

Ich ging heute nach Mittag bey der Abwesenheit meines Mannes, der iezt verreiset ist, in unsern Garten spatzieren. Als ich an die Thür desselben kam, saß ein Mädchen da, das, ungeachtet ihres, Mangel und Noth verrathenden Gesichts, große Spuren einer einst hier herrlich geblüht habenden, aber vor der Zeit verwelkten Schönheit in ihren Zügen hatte. Ich war betroffen über den Anblik, und fragte das Mädchen, ob sie iemand hier erwartete. Sie stand mit der Antwort an, und bey der Wiederholung meiner Frage sprach sie ganz zweydeutig. Ich hatte Ursache, in Ihrer Anwesenheit etwas besonders zu vermuthen und drang, indem ich sie mit mir in den Garten nahm, ich muß es bekennen, fast zudringlich in sie, sich mir zu entdekken. Endlich bewegte ich sie zur Erklärung, und sie erzählte mir das traurigste, was ich ie unter meinen Umständen hören konnte.

„Ich bin," sagte sie, „von Arnswalde. Mein nun verstorbener Vater war ein Instrumentenmacher, bey dem viele Personen und unter andern auch ihr ietziger Gemahl, oft aus und ein gingen. Ich war zu iener Zeit ein Mädchen von funfzehn Jahren, und ward für

schön

schön gehalten. Viele Personen gaben sich Mühe, meine Liebe zu gewinnen, niemand aber mehr, als ihr Mann, und niemand war auch unter allen Mannspersonen der mir mehr gefiel. Er wußte die Stunde sehr genau abzuwarten, in denen ich allein war, und dann nahm er mich mit seinen Schmeicheleyen so ein, daß ich ihm mein ganzes Herz schenkte. Ich liebte ihn über alles, aber auf die erlaubteste Weise; denn die gute Erziehung, die ich bey meinem Vater gehabt hatte, machte, daß mir ieder verwerfliche Gedanke unmöglich war. Ihr Mann aber, mein damaliger Geliebter, war mit der ihm oft gegebenen Versicherung meiner zärtlichen Liebe nicht zufrieden; er drang oft, obgleich umsonst, in mich, ihm unbegränzte Proben meiner Zuneigung zu geben. Ich widerstand immer, und suchte ihn zu bewegen, daß er meine Tugend nicht mehr auf die Probe setzen möchte."

„Endlich stellte er sich, als ob er durch meine Unschuld zu gerührt sey, als daß er fernere Angriffe darauf wagen sollte, lobte mich wegen meines Widerstandes, und verlangte zulezt von mir, daß ich ihm versprechen sollte, ihn, so bald er eine Versorgung hätte, zu heyrathen. Ich würde wider die Wahrheit reden, wenn ich nicht gestehen wollte, daß mir dieser Antrag sehr will-

kommen gewesen sey. Denn, wie ich schon gesagt habe, ich liebte ihren Mann von ganzem Herzen, und wünschte nichts mehr, als mit ihm ganz vereiniget zu seyn. Ohne viele Umstände also willigte ich in sein Begehren. Er schenkte mir einen schönen Ring, den ich noch hier trage, wir sagten einander die zärtlichste Liebe zu, und ich lebte eine Zeit lang bey meiner Liebe so glüklich, als man nur seyn kann."

„Mein Bräutigam, wofür ich ihn nun hielt, schäzte, ehrte und liebte mich, ohne mir die geringste, meiner tugendhaften Denkungsart zuwider laufende Zumuthung zu machen. Unvermuthet aber ließ er mich, bey unsern Zusammenkünften einen mir ungewohnten Trübsinn wahrnehmen, der meinem zärtlichen Herzen zur Folter ward. Ich versuchte lange vergeblich die Ursache dieser Veränderung auszuforschen, er antwortete mir immer ganz unbestimmt auf meine Fragen, die ich deshalb an ihn that. Als ich ihn endlich einst mit den Thränen der innigsten Liebe bat, mir den Grund seines Mißmuths zu entdekken, so eröffnete er mir, wie es schien, halb mit Unwillen, daß nichts anders an seiner Melancholie Ursache sey, als daß er so lange auf eine Versorgung warten, und indessen den Genuß meiner ganzen Zärtlichkeit, den er so

sehr

sehr wünsche, entbähren müsse. Dieß wußte er mir mit solcher Rührung vorzusagen, daß ich — denken Sie, ich starke und so lange siegende — in derselben Stunde alle seine Wünsche erfüllte.“

„Ich hatte bald Ursache, meine Schwachheit zu bereuen, die die sehr gewöhnlichen Folgen hatte. Mein Vater bemerkte die Veränderung meines Zustandes, und da ich, auf Verlangen meines Bräutigams, den Urheber des Verlustes meiner Unschuld verschwieg, stieß er mich von sich. Beschämt und verlassen — denn mein Geliebter hatte eben eine Reise vorgenommen — verließ ich das Haus meines Vaters, und suchte in der Ferne, bey einer adelichen Wittwe, die ich in meiner Jugend kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Zuflucht. Ich fand sie, und nachdem ich diesem menschenfreundlichen Frauenzimmer meine ganze Lage aufrichtig entdekt hatte, so versprach sie mir, mich in ihren Schuz zu nehmen, und mich bey sich zu behalten. Sie schikte einen ihrer Bedienten in die Gegend, wohin mein Verlobter nach seinem Vorgeben gereiset war, um ihm meinen Aufenthalt und meine Umstände zu wissen zu thun, und ich harrte stündlich, wenn er kommen würde. Allein der Bote kam zurük, und der Gesuchte war nirgends zu finden gewe-

sen. Wir gaben uns die größte Mühe, seinen Aufenthalt auszukundschaften: aber umsonst. Hierüber nahete die Zeit meiner Entbindung heran und ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich in dieser Zeit ausgestanden habe. Ich brachte endlich ein todtes Kind zur Welt."

„Nach meiner Wiederherstellung bemühete ich mich, von neuem den Aufenthalt meines Geliebten auszuforschen, und — ach! — ich erfuhr, daß er eine Versorgung in Arnswalde habe, aber zugleich hörte ich auch, daß er bereits mit einem Frauenzimmer verheyrathet sey, mit dem er schon lange, und schon zu der Zeit, da er mit mir bekannt geworden, versprochen gewesen. Ich war untröstlich über diese Nachricht, und mußte bald aus Gram einer langwierigen und harten Krankheit unterliegen. Meine Wohlthäterinn that in diesen Umständen alles an mir, was kaum eine Verwandte würde gethan haben. Sie ließ mich durch ihren Arzt besuchen, hielt mir Wärterinnen, und hielt mich wie ihre Tochter. Mir fiel ein, mich bey meinem betrübten Schiksale an meinen Vater zu wenden, und meine Versorgerinn schikte auch hier einen Bedienten mit einem Briefe dahin ab. Aber auch von da erhielt ich traurige Nachrichten. Mein Vater war gestorben, und seine

Frau,

Frau, meine Stiefmutter, der das ganze Vermögen gehörte, war weggezogen. Ich vergoß eine Menge Thränen, als die Frau von N** zu mir ins Zimmer trat."

„Weine nicht" sagte sie, „du sollst bey mir deine Versorgung haben, ich behalte dich bey mir und unterstütze dich in allem."

„So angenehm mir diese Versicherung seyn mußte, und so sehr ich der großmüthigen Dame dafür verbunden war, so konnte ich mich doch nicht fassen, und meine Krankheit nahm mehr zu als ab. So lag ich lange, und der Arzt hatte wenige Hoffnung zu meiner Genesung. Endlich fand sich doch einige Besserung ein, und ich konnte manche Stunde wieder herum gehen. Nun ward aber meine Wohlthäterinn krank, und, wider alles Vermuthen, tödtete sie schon am zweyten Tage darauf ein Schlagfluß."

„Stellen sie sich meinen Jammer vor. Ich war noch nicht ganz hergestellt, und sah nichts gewissers vor meinen Augen, als daß ich nun bald allen Folgen des Mangels würde ausgesezt seyn. Denn die Erben der abgelebten, die sich bey erster Zeit einstellten, gaben mir mit

allen Mienen zu verstehen, daß sie mich für ganz überflüssig im Hause hielten. Kaum war auch meine andre Mutter zur Ruhe gebracht, so ward mir geradezu gesagt, daß ich länger hier nicht bleiben könnte, und mit Noth erhielt ich die Sachen, die mir die Verstorbene geschenkt hatte."

„Traurig schlich ich mich vom Schlosse weg, und ließ meine wenigen Haabseligkeiten nachtragen, kam aber nicht weiter als in ein, eine halbe Stunde davon liegendes Dorf, wo ich aus Mattigkeit liegen bleiben mußte. Meine Krankheit kam von neuem und ich mußte hier lange Zeit zubringen. Endlich ward ich wieder hergestellt, aber alles, was ich hatte, mußte ich verkaufen, um meinen Wirth befriedigen zu können, und es würde dieses bey weitem nicht hingereicht haben, meine Schuld zu berichtigen, wenn ich nicht von ungefähr zu einem Geschenke gekommen wäre, das ich nimmermehr vermuthet hätte. Hören sie, wie sonderbar der Zufall, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, mich aus dem bängsten Zustande riß."

„Als ich am Abend vor dem Tage, den ich zu meinem Weggange bestimmt hatte, in meiner Kammer war und unter unzähligen Thränen überlegte, wie ich meinen Wirth befrie-

digen wollte, (denn nach einem kleinen Ueberschlage, den die Wirthinn über den Werth meiner Sachen gemacht hatte, reichten diese kaum halb zu, meine Schuld zu berichtigen), ward neben meiner Kammer ein Fremder *), der seinen Wagen nahe am Dorfe zerbrochen hatte, einlogirt. Ich hielt meine Thränen zurük, um den Fremden nichts hören zu lassen, wußte aber für Jammer nicht, was ich anfangen sollte, fiel mit beklemmten Herzen und mit gerungenen Händen auf meine Kniee nieder, und seufzete um Erlösung. Ich konnte das Schluchzen nicht ganz zurükhalten, und der Fremde mußte es vernommen haben; er kam an meine Thür und klopfte leise an. Ich erschrak, sprang auf und sezte mich nieder, ohne zu antworten. Er pochte bald wieder, und als ich abermals schwieg, öffnete er die Thür und trat herein."

„Was ist ihnen, liebe Jungfer?" sagte er, indem er auf die leutseligste Art auf mich zu ging. —

„Ich schlug die Augen nieder, und vermogte nicht zu antworten."

„Er ergriff mich bey der Hand, und bat mich, ihm zu eröffnen, was mir fehle. „Sie sind eine unglükliche," sprach er, „das sehe ich, womit kann ich ihnen dienen? Sie verbinden mich

*) Es war der Baron von Lilienthal. S. den 150sten Brief.

mich, wenn sie mir sagen, wodurch ich ihnen eine Freundschaft erweise, denn es ist mir Wollust, eine Thräne des Unglüklichen abzuwischen, und ich danke demienigen, der mir Gelegenheit verschafft, dieses selige Geschäfte vollbringen zu können."

„Ich blikte nun auf, und sah einen sehr ansehnlichen Mann vor mir, der das Gepräge der Menschenliebe auf seinem Gesichte trug, wie ein Engel des Himmels. Mir war, als ob ich gezwungen würde, mein Herz vor ihm auszuschütten, und ich entdekte ihm mein ganzes Schiksal. Er bedauerte mich in den rührendsten Ausdrükken, und fragte mich, wie viel ich zu Bezahlung meiner Schuld brauche. Ich überließ mich seiner Gütigkeit, worauf er mir sechs Dukaten gab und mich, ohne meine Danksagung anzuhören, verließ."

„Nach der von der Wirthinn mir gemachten Rechnung behielt ich nun, nach Bezahlung meiner Schuld, mit Drangabe meiner Kleider noch zwey Dukaten übrig, und war herzlich froh über diesen Schatz. Allein die Wirthinn mußte bemerkt haben, daß ich von dem Fremden beschenkt worden sey, und versicherte mir, als ich sie am andern Morgen, da der Fremde schon abgereiset

set war, befriedigen wollte, daß sie sich um fünf Thaler verrechnet hätte, und zwang mir also alles bis auf ein weniges ab."

„Nun nahm ich, betrübt wie es ein Mensch seyn kann, von diesem Orte Abschied und entschloß mich, hierher zu gehen, um vielleicht bey dem Urheber meines Unglüks Unterstützung zu finden. Mit Mühe und Noth, unter Hunger und Kummer habe ich diesen weiten Weg gemacht, und weil ich erfuhr, daß ihr Mann oft hier in diesen Garten gehe, so sezte ich mich hierher, um ihn allein zu sprechen."

Hier endigte das Mädchen ihre Erzählung und nun, denken Sie, lieber Vater, wie sehr ich über diese Nachricht erschrokken bin! Ist mein Mann nicht ein Ungeheuer, wie ie eins in der Welt gewesen ist? Ein armes Mädchen so hinter das Licht zu führen, und unglüklich zu machen? Ich stand lange an, was ich mit dem Mädchen, deren Erzählung ich mit Schaudern angehört hatte, anfangen sollte; endlich entschloß ich mich, ihr etwas zur Abfindung zu geben, und sie zu bitten, daß sie diese Gegend verlassen möchte. Ich bat sie deshalb, im Garten zu verziehen, ging zurük in die Stadt und holte zwölf Luisd'or, die mir mein Mann bey unserer

Heyrath geschenkt hat, und trug sie dem Mädchen mit der Versicherung hinaus, daß, wenn sie schweigen und meinen Mann nicht überlaufen würde, ich ihr mit der Zeit mehr zuwenden wollte.

Sie war tief gerührt über dieses Geschenk, und nahm unter den dankbarsten Aeußerungen Abschied von mir.

Aber was soll ich nun thun? — ich weiß für Wehmuth nicht zu bleiben! — Soll ich meinem Manne die Sachen erzählen, und vielleicht dadurch den Grund zu einem ewigen Mißverständnisse zwischen uns legen, oder soll ich schweigen davon? Ersteres thue ich freylich ungerne und lezteres — wird es besser seyn, wenn ich den Unmuth heimlich in meinem Herzen nähre? — Doch es sey! Ich will gleichwohl lieber dieß wählen. Vielleicht vergesse ich nach und nach den Vorgang, wenn mein Mann ferner so zärtlich mit mir umgeht und da gewinne ich, bey einer schon geschehenen und nicht mehr zu ändernden Sache, doch mehr als wenn ich sie rüge. — Werde ich aber stark genug seyn, meinen innern Harm gegen meinen Mann zu verbergen? — Ich will es wagen. Gott stehe mir bey!

Ach, wenn ich nur einen Augenblik in Ihren Schoos fliehen und Rath bey Ihnen holen könnte!

te! — Schreiben Sie mir, lieber Vater, und wenn Sie einen bessern Weg bey dieser bedenklichen Sache wissen, so säumen Sie nicht, mir ihn vorzuschlagen. Ich bin u. s. w.

Hundert und acht und vierzigster Brief.

Der Regierungsrath Hellbig zu Arnswalde an den Kammerrath Heym zu Reinhardtsroth.

Bravo, Bruder, das war ein Meisterstük, das Lobenswerth ist! Ich gestehe Dir gerne zu, daß Du mich übertriffst, nur sieh auch dahin, daß alles hübsch dabey bleibt, und der Kerl sich nicht etwa wieder einschleicht, sonst möchte der lezte Betrug ärger seyn, als der erste. Ich freue mich unendlich, daß Lindenfeld das Maul so fein um sonst aufgesperrt hat! Wie wird dem Knaben zu Muthe seyn, wenn es bey dem blossen Aufsperren sein Bewenden haben, und nichts hinein kommen wird. Das mag denn wohl ein Winseln geben, daß es eine Lust seyn muß.

Ich bin noch nicht so glüklich gewesen, das Bewußte auszuführen, und in der That bin ich

noch nicht einig mit mir selbst, wie ich das Ding gescheit genug anfange, daß ich sie alle beyde in den Abgrund stürze. Ich habe so wohl manche Gedanken, die nicht zu verwerfen sind, aber eines Theils fällt mir die Ausführung derselben zu schwer, andern Theils finde ich nicht Rache genug dabey. Jezt aber gehe ich mit etwas schwanger, das allen meinen Absichten entsprechen wird, wenn ich es gut gebähren kann. Allen Fleiß werde ich gewiß anwenden, und Du sollst bald wieder Nachricht von mir haben.

Hundert und neun und vierzigster Brief.

Simon van der Hardt zu F** an Günther Kottwiz zu Reinstein.

Sie müssen mir sogleich hundert Louisd'or hierher schikken. Was Sie nicht beysammen haben, treiben Sie bey den Bauern ohne Barmherzigkeit ein, und sollten sie ihre Häute abziehen und den Gerbern zum fabriciren geben müssen. Ich muß das Geld schlechterdings durch diesen Expressen haben, und nichts in der Welt gibt

es

es da einzuwenden. Die Flegel mögen sagen, was sie wollen, lassen Sie Sich nichts irre machen. Ich wüßte nicht, wozu ich die Reste in den Büchern haben sollte; damit kann ich keinen Hund aus dem Ofen lokken. Also frisch daran, Herr Gerichtshalter, wenn Sie Sich hübsch halten, sollen Sie dieß Mahl fünf pro Cent haben. Ich dächte doch, dieß Versprechen sollte Sie taub gegen das Lamentiren machen können? Wäre es nicht so, so müßte ich Sie noch nicht kennen.

Hundert und funfzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Haßstadt an die Baronesse von Lilienthal zu Dobberlingen.

Kaum bin ich hier angekommen, so sezte ich mich, um mit Dir zu reden, und mich nach Deinem und der Kinder Wohl zu erkundigen. Wenn ich aber nur gleich eine angenehme Antwort hören sollte! Wo ich bin, begleitet mich die Sehnsucht nach Dir. Nimmermehr hätte ich in meinem ledigen Stande geglaubt, daß mich einst eine Gattinn so fesseln und so viel in

meiner

meiner Seele umschaffen könnte. Aber es bleibt eine ewige Wahrheit, daß die Denkungsart eines Mannes gar sehr von der Behandlung seiner Frau abhänge? Hätte ich roher und wilder Mensch nicht aus Gottes Händen ein so Liebevolles Weib zur Gefährtinn meines Lebens erhalten — wäre meine Gattinn eine eifersüchtige Thörinn, eine neidische, eine stürmische Frau gewesen, so würde ich immer tiefer in den Abgrund gestürzt seyn, in den ich schon gesunken war. Aber Du, guter Engel, hast mich an der Hand deiner Liebe, Deiner Duldung, Deiner Nachsicht, aus der Tiefe meines Verderbens zurük und auf einen Blumenweg geleitet. O daß doch alle Frauenzimmer Deinen Charakter hätten! Dann würde mancher Mann von seinen Abwegen zurük gebracht, und mancher auf der Bahn der Tugend erhalten werden, worauf er bis an sein Ende fortgegangen wäre, wenn ihn seine unartige Frau durch ihre Aufführung nicht abgeleitet hätte. —

O ich kenne viele, die für ehelichen Freuden das empfänglichste Herz hatten, und wenn ihre Wahl auf eine Person gefallen wäre, deren Gesinnungen mit der ihrigen sympathisirten, die glüklichste Ehe geführet haben würden, die aber, weil sie das Schiksal mit einer Unwürdigen verband,

das

das unglüklichste Leben führten. Ich sah so den ordentlichsten Mann aus Verzweiflung über seine mißrathene Ehe einen Trinker werden, und frühzeitig ins Grab legen. Ich sah, so, daß der tugendhafteste Mann sich über die rasende, obgleich ungegründete, Eifersucht seines Weibes den Ausschweifungen ergab. Ich sah so den arbeitsamsten Mann aus Verdruß über das Elend, das er durch die ungezogendsten Beleidigungen seines Weibes vom Morgen bis in die Nacht leiden mußte, zum Müssiggänger und Spieler herab sinken — Ich sah so denienigen, der die Anlage zur redlichsten Vaterliebe hatte, kaltsinnig gegen seine Kinder werden, und ihre Erziehung vernachlässigen. — O ihr, die ihr einst Gattinnen und Mütter werden wollet, wie sehr solltet ihr euch von Jugend auf bemühen, euch so zu bilden, daß ihr einst mit Würde so genennt werden könntet, und ihr, die ihr schon Mütter und Gattinnen seyd! wie sollte euch am Herzen liegen, euern Töchtern diese Bildung zu geben, da schlechterdings hierauf das zeitliche und oft auch ewige Wohl eurer Kinder und ihrer Männer beruht. — Wie glüklich bin ich gegen andre, die es vielleicht würdiger waren, als ich! Ja, Liebe, Du bist mein höchstes Gut, das beste Geschenk meines Lebens! Ich fühle, daß mich Kronen ohne Dich nicht froh machen könnten,

und daß ohne Dich alles in meiner Seele leer seyn würde. —

Meine Reise ist gut abgelaufen, bis auf die Kleinigkeit, daß ich, noch zum Glük nah an Haßstadt, meinen Wagen zerbrach und dieser Umstand verursachte, daß ich eine bedrängte Familie retten konnte. Laß Dir die Sache ganz erzählen.

Als ich, um mich gewiß zu versichern, — daß mein Wagen tüchtig hergestellt würde, selbst zu der vor dem Dorfe liegenden Schmiede ging, führte mich mein Weg vor einem ebenfalls abgelegnen Häuschen vorbey. Ich hörte darin ein Weinen und Klagen und mit unter die Stimme eines Juden. Nicht aus Neugierde, sondern in guter Absicht schlich ich mich, da es schon etwas dunkel war, an die Wohnung hin, um zu vernehmen, was der Gegenstand des darin herrschenden Jammers sey. Ich hörte so viel, daß von Bezahlung einer dringenden Schuld und der Unmöglichkeit, das dazu nöthige Geld aufzubringen, die Rede sey und stellte mir vor, der Jude würde der drängende Gläubiger des Besitzers dieses Hauses seyn. Meine Einbildungskraft stellte mir das Elend dieser da wohnenden Leute lebhaft vor, wer weiß, dachte ich, wie gute und ehrliche

Men-

Menschen es sind, die vielleicht morgen schon von diesem Häuschen vertrieben werden und dann in der Irre herum gehen müssen! Allem Anscheine nach haben sie keinen Freund, der sich ihrer annimmt und so sind sie den Mißhandlungen eines Gelddurstigen Juden ausgesezt. Ich entschloß mich daher bald, gerade in das Häuschen zu gehen und zu versuchen ob ich diese Unglüklichen retten könnte.

Bey meinem Eintritt in die Stube fand ich einen Mann in einem Lehnstuhle, blaß und abgezehrt liegen und nichts als seine starren, wild umher geworfenen Augen und die von Zeit zu Zeit mit Zeichen der Verzweiflung in die Höhe gehobnen Hände, zeigten, daß er kein schon im Grabe gelegenes Gerippe sey, für das man ihn sonst, der übrigen Gestalt nach, hätte ansehen müssen. Neben ihm lag die Frau auf den Knieen und iammerte laut zu Gott, und vier kleine Kinder waren um sie herum, von denen die ältesten ihre Hände einmal um das andre um der Mutter Hals schlangen und ihre Thränen mit den Thränen derselben vereinigten, ob sie gleich nicht zu verstehen schienen, was den Kummer ihrer Mutter veranlaßte, die zwey iüngsten aber, zu ihren Füßen sassen und bitterlich weinten.

Was ich bey diesem Anblik empfand, kann ich Dir nicht beschreiben, ich stand eine ganze Zeit starr da, hätte vor Wehmuth schmelzen mögen, zugleich aber bemeisterte sich meiner ein Zorn über den Juden, den ich für die Ursache dieses Jammers hielt. Aufgebracht drehte ich mich plözlich nach ihm herum, um ihn für seine Unmenschlichkeit zu lohnen, sein Anblik aber machte daß mein schon aufgehobner Stok wieder niedersank. Was denkst Du, der Jude stand in einer Ekke, hatte sein Gesicht, von dem häufige Thränen herab rollten, starr zum Himmel gerichtet und betete. Ich wußte mir das nicht zu erklären und war ungeduldig den Zusammenhang der Sache zu wissen.

Ich ging hin zu dem Manne im Lehnstuhle, reichte ihm meine Hand und indem ich die Frau aufhob und sie, sich zu beruhigen, bat, fragte ich ienen, was diese so traurige Scene veranlaßte. Er winkte mir mit den Händen und wieß unter schweren Athemholen auf seine Brust um mir anzudeuten, daß er zu schwach sey, mir die Sache zu erzählen, ich wendete mich daher zu der Frau und sie erzählte mir endlich, obgleich oft von lautem Schluchzen unterbrochen, folgendes.

„Wir

„Wir sind eine unglükliche Familie, die ein besonderes Schiksal auf dieses Dörfchen getrieben hat. Mangel, Krankheit und Unglük in unserm Hause brachten uns in die Nothwendigkeit, bey einem benachbarten Pfarrer, der unser guter Freund zu seyn schien und uns sehr oft besuchte, ein Capital zu borgen, worüber mein Mann einen Wechsel ausstellte. Verschiedene Jahre haben wir dieses Geld gehabt und unsre Zinsen richtig abgetragen. Plözlich aber hat uns der Pfarrer das Geld aufgekündiget und meinem Manne gedroht, daß er ihn arretiren lassen wollte, wenn er nicht auf die bestimmte Zeit zahlen würde, und heute — ach Gott! heute ist der Tag, wo wir Geld schaffen sollen und mit allen unsern und hier unsers ehrlichen Freundes — sie wieß auf den Juden — Bemühungen haben wir es nicht dahin bringen können, es aufzutreiben. Wir haben unsern Gläubiger gebeten, nur acht Tage mit uns Geduld zu haben, und der rechtschaffne Mann hier, sie meinte wieder den Juden, ist selbst bey ihm gewesen und hat sich zum Bürgen angeboten; aber umsonst, er ist unerbittlich, wenn wir es heute nicht noch schaffen, so soll mein Mann — ach Gott! sie kommen.“

Wirklich traten hier drey Personen ein, von denen, wie ich bald wissen konnte, die ersten der Ehrwürdige Herr Pfarrer, als der Creditor, mit seinem Advocaten, der lezte aber, der Amts-Actuarius war; vor der Thür standen einige Mann Wache. Ich muß Dir iezt das ganze Gespräch, das sich mir tief eingeprägt hat, erzählen.

Der Pfarrer. Na, wie siehts aus Herr? Gibts baares Geld da, wo nicht, so ist Barmherzigkeit bey Gott, bey mir aber nicht, hier ist der Herr Actuarius mit der Wache, und ich lasse sie ohne Umstände fortführen.

Der Mann im Lehnstuhl seufzend. Ach Gott! — Herr — Pfarrer! — waren — ia sonst — gute Freunde.

Der Pfarrer. Warens freylich sonst, geht aber das eben nicht mehr so da her. Ich thue dem Herrn kein Unrecht, ich will mein Geld haben, denn ich werde auch gedrükt und wenn ich es nicht kriege, so thue ich das, was mir die Gesetze und Rechte verstatten, ich lasse sie zu Arrest bringen, nicht wahr Herr Actuarius, es ist alles bereit?

Der Actuar. Ja wohl Herr, machen sie kurze Umstände, entweder Geld oder in Gehorsam,

sam, da kanns Winseln nichts helfen, ich habe schon mehr dergleichen Leute hinführen lassen, wo sie hinkommen, da finden sie Gesellschaft. — (Hier lachte er über seinen vermeintlich witzigen Einfall aus Herzensgrund.)

Der Jude. Jo, Herr Pfarrer, lassen sie sich zureden, ich bin gut vorm Harrn, in acht Tagen sollen sies Geld haben, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Der Pfarrer. Was wollt ihr Jude, ihr wißt, daß ich mich mit euch nicht einlasse, von eurer Nation mag ich nichts hören.

Der Advocat. (dem Ansehen nach ein liebenswürdiger Mensch mit nassen Augen) Herr Pfarrer, ich dächte doch die kurze Zeit könnten sie dem armen Manne lassen, sehn sie doch wie sehr sein Gesicht alles Mitleiden erwekt.

Der Pfarrer. Sie mögen auch der rechte Advocat seyn, Herr, wenn's drauf ankommt, so kann ich mir auch selbst dienen.

Der Advocat. In Gottes Nahmen, da thun sie mir eine Gefälligkeit. (Er machte ein Compliment und ging sogleich weg.)

Der Pfarrer. Herr Actuarius hier ist weiter nichts zu thun, lassen Sie den Mann fortbringen, denn er kann ia nichts schaffen.

Der Actuarius war gleich fertig, rief seiner Wache und commandirte sie zur Fortführung des armen Mannes, der seine abgezehrten Hände rang und den Pfarrer nochmals um Gotteswillen um Schonung bat. Die Frau schrie laut und stellte sich vor den Lehnstuhl, als wenn sie ihren Mann beschützen könnte, die Kinder fielen vor dem Pfarrer nieder und umfaßten weinend seine Knie, es war ein Jammer, den ich Dir nicht beschreiben kann; aber umsonst. Er stieß sie von sich weg und begehrte, daß die Wache ohne Umstände den Mann mit Gewalt fort nöthigen sollte.

Bis daher war ich ein unthätiger Zuschauer gewesen; aber iezt nahm ich mich der Sache mit einer Hitze an, die den Pfarrer und den Actuar in Schrekken sezte. „Ungeheuer von einem Menschen“ rief ich, in dem ich den Pfarrer, der eben im Begriff war, Hand an die Frau zu legen und sie von ihrem Manne wegzuschleudern, bey dem Arme pakte und mit einem Risse vor mich hinstellte, „bist du ein Lehrer der Religion Jesu? — Ein Blutigel und Mordbube bist du und in dem Augenblikke mache dich von der Stelle, wenn du keine Behandlung erfahren willst, die dir sehr unangenehm seyn möchte.

Der

Der Pfarrer war äußerst betroffen und da der Actuar, der in meinem ganzen Benehmen eine Entschlossenheit finden mogte, gegen die sich zu setzen, es ihm aus mancherley Ursachen an Muth gebrach, seine Wache beym Arme nahm und mit ihr in aller Eilfertigkeit zum Hause hinaus wandelte, so folgte er ihm eben so schleunig nach. — Die armen Leute wußten nicht wie ihnen geschah, da sie sich auf einmal so unvermuthet von ihrem Dränger befreyt fanden und nannten mich ihren Engel, ob gleich dieß allein sie auf die Zukunft nicht würde geschüzt haben. Ich fragte daher nach der Summe ihrer Schuld, ging sodann zurük ins Wirthshaus und holte sie ihnen, um ihren Gläubiger sogleich befriedigen zu können. Höre liebes Weib, was ich da für Freude anrichtete, das kannst Du Dir nicht vorstellen, aber wie vergnügt auch ich war, daß mich die Vorsicht gewürdiget hatte, ein Werkzeug zur Errettung dieser unglüklichen Familie zu seyn, das wirst Du bey Deinem guten Herzen leicht fühlen.

Ich wäre gern von dem Schiksale dieser Leute genauer unterrichtet gewesen, denn mir kam es vor, als ob es besonders seyn müsse, weil, bey aller Dürftigkeit, die um sie herum herrschte, dennoch aus ihrem ganzen Betragen und

selbst aus der Erziehung der Kinder, die sie nach ihrer Aufführung mußten genossen haben, allenthalben hervorleuchtete, daß sie höhern Standes seyn müßten, als man nach den übrigen Verhältnissen glauben konnte. Gleichwohl bemerkte ich, daß sie sich einem Fremden ungern entdekten und drang deshalb nicht in sie, ich hoffte aber von dem ehrlichen Juden, den ich zu mir ins Wirthshaus bestellte, mehr zu erfahren.

Allein mein Jude kam nicht zu mir und es bestärkte mich dieß noch mehr in meiner Vermuthung, daß es etwas besonders mit diesen Leuten seyn müßte. Statt des Judens aber hatte ich einen andern Besuch. Was meinst Du wohl, der Herr Pfarrer, den ich aus ienem Hause hinaus genöthiget hatte, ließ sich bey mir melden und seine Absicht war, sich bey mir wegen seines Verfahrens zu entschuldigen, weil ihm leid war, ich möchte ihm bey seinen Vorgesezten schaden. Der Niederträchtige kroch vor mir wie ein Wurm und nahm mich durch seine niedrige Demuth noch mehr gegen sich ein. Ich hielt mich daher auch nicht lange mit ihm auf und verabschiedete ihn gar bald.

Als er mich verlassen hatte, befragte ich den Wirth, um die Umstände der mir unbekannten Personen, er wußte mir aber weiter gar nichts zu sagen, als daß sie vor einigen Jahren als Fremde hierher gekommen, sich ein Häuschen gekauft und so ganz in der Stille da gelebt hätten, ohne daß man von ihnen weiter etwas erfahren hätte. Ich mußte also für dießmal meine Neugierde unbefriediget lassen, und mich zur Ruhe legen, hatte aber vorher noch Gelegenheit, eine betrübte Person zu trösten, wovon ich Dir mündlich mehr sagen will. Am Morgen kam noch wider alle Erwartung Isaak Semlin, der gute Israelite, und ich hatte bald Ursache, meine Unzufriedenheit gegen ihn abzulegen, ob ich gleich nun nicht viel mehr unterrichtet ward, als vorher. Denn er sagte mir zwar, daß der Fremde sich von Randau nenne, daß aber dieß sein wahrer Nahme nicht sey und daß er Ursachen habe, sich zu verstekken. Und damit mußte ich mich denn begnügen lassen. —

Ich habe nun den Zwek meiner Reise bald erlanget, und mich soll, wenn er erreicht ist, nichts abhalten, zu Dir, himmlisches Weib, und in Deine Arme zurük zu eilen.

D,

O, wie freue ich mich auf unsere Wiedervereinigung! Wie zärtlich wirst Du mich empfangen, und mit welcher Wonne werde ich an Deinen Busen hinsinken, und aus Deiner zärtlichen Liebe Ströhme des seligsten Vergnügens trinken! Der Himmel wache über Dich und unsere Kinder, und gebe Dir vollkommene Gesundheit.

Ich bin mit unwandelbarer Liebe bis an meinen Tod u. s. w.

Hundert und ein und funfzigster Brief.

Ernst Hübner zu Einhaus an Helenen Müllerin.

Sie antworten mir nicht? Setzen Sie etwa in meine redlichen Absichten ein Mißtrauen, oder ist es Ihr Wille, in den Händen Ihres Verführers zu bleiben und sich ihm zu überlassen? Das lezte kommt ganz auf Sie an, und ich kann es nicht verhindern, wenn dieß ihr Vorhaben ist. Aber ienen Irrthum muß ich Ihnen nehmen. Und das kann ich, sollte ich glauben, nicht besser, als wenn ich Ihnen ein Geheimniß eröffne, das ich, nach meinem ersten Entschlusse, nicht eher entdekken wollte, als bis Sie meinen Wunsch erfüllt hätten.

Wis-

Wissen Sie, daß die Weibsperson, die Sie hier im Hause sehen, eine Diebinn ist, die Ihren Schwager Lindenfeld zu Arnswalde bestohlen und ihn dadurch um seinen Dienst gebracht hat. Alles das entwendete Geld hat sie noch bey sich und ob sie gleich es mit mir theilen will, so entsage ich doch gern einem solchen Gewinnste und will sie Ihrem Schwager mit der ganzen Summe in die Hände liefern. Versprechen Sie mir nur Ihre Liebe, ohne die ich ferner nicht zu leben weiß. O Helene! ist mein Antrag Verachtungswerth? — Was wollen Sie hier länger weilen? Ich vermuthe an iedem Tage die Ankunft des Edelmanns und dann kann ich Sie nicht mehr retten. Vertrauen Sie Sich mir an und fliehen mit mir. So bald ich Ihr Wort habe, will ich zu unsrer Flucht so wohl, als zur baldigen Arretirung des Weibes Anstalt treffen. Entschliessen Sie Sich kurz. Sie können keine schwere Wahl haben.

Hundert und zwey und funfzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld.

Dank, Engel, sey Ihnen aus dem Innersten meines Herzens für Ihren Liebevollen, menschlichen Brief gesagt. Sie haben mich erfreuet und auf dem dunkeln Wege meines Leidens einen Stral leuchten lassen, der meinen Fußtritt wieder fester macht. O mehr will ich nicht Aemilie, als Ihre Liebe und Ihr ernstes Mitleiden. Ich trage nun die schwere Bürde mit Manneskraft, bis es dem Schiksale gefällt, sie von meinen Schultern zu nehmen. Ich will mich nun wieder aufzuheitern suchen, und wenigstens in Ihrer Gesellschaft meinen Harm verläugnen. —

Ach Aemilie, wie ist der Mann so glüklich, der Ihr Herz besizt!

An Deiner Hand des Lebens Pfad zu gehn,
An iedem Morgen mit Dir aufzustehn,
Dich ieden Abend neben sich zu sehn,
Stets Deinen holden Umgang zu geniessen,
Und Deinen Engelmund zu küssen —
Welch Glük! o welch ein himmlisch Glük!
Ihr Weltbeherrscher, eu're Kronen,
Ihr Reichen, eu're Millionen,
Die — ach, die stehn hier weit zurük!

Laßt mit Aemilien mich in der Wüste wohnen,
Und ich lach eu'rer Herrscherkronen,
Und lache eu'rer Millionen,
Und preis mit Wonne mein Geschik.

Auf dem Manne muß der Segen einer ganzen Reihe Voraltern liegen, den Gott für würdig hält, mit einem Engel so eng verbunden zu seyn. O daß auch ich einst ein solches Glük zu erwarten hätte! Aber das ist — nicht. Nur eine in der Welt könnte mich in diesen beneidungswürdigen Zustand setzen, und die — ach die ist Aemilie, die nie mein wird. — Nie? — Ja, nie Rosenfels, wirst Du Sie dein nennen können!

O welche schrekliche Gewißheit! — Doch vielleicht wirst Du Engel, die Gesellschafterinn meines Lebens, das ich nach meinem Tode beginnen werde. Dort, wo alle Verbindungen dieses Lebens aufhören, darfst Du nicht errothen, wenn Du mich liebst. — Daß doch meine zukünftige Seligkeit in einem unaufhörlichen Umgange mit Ihnen, ewig angebetene Aemilie, bestehen möchte! — — Es wird so seyn — eine Stimme sagt es meinem Herzen. —

Mit doppelter Sehnsucht sehe ich nun meinem Sterbetage entgegen und dann bleibe ich ienseits

seits des Grabes, und warte, bis auch Sie an das Ufer der Ewigkeit kommen und führe Sie als meine ewige Gesellschafterinn in den Zirkel der Vollendeten. Wie wohl wirds dann mir seyn, wenn ich in Engelreiner Liebe mit Ihnen ohne Wechsel verbunden bin! — — O ich will hier leiden, nichts soll mir zu schwer seyn, wenn ich nur eine solche Seligkeit zu erwarten habe! —

Wird mir doch ganz wohl, Aemilie, bey diesem Gedanken. — Ich will ihn festhalten, und er soll mich gegen die Melancholie schützen. — Ich bin so heiter, daß ich an meinen Flügel eile. —

Hundert und drey und funfzigster Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ach, lieber Vater, so angenehm mir die Rettung Ihrer Ehre und die Wiedereinsetzung in ihr voriges Ansehen ist; so kann ich mich doch nicht freuen, denn mein eheliches Glük ist von einer verruchten Hand untergraben worden, und ich habe keine zärtliche Gattinn mehr, ohne zu wissen, was die Ursache dieser Veränderung ist.

Ich

Ich war Lezthin in Geschäften verreiset, und bey meiner Zurükkunft empfing mich mein Weib mit erkünstelter Freundlichkeit. Ich las deutliche Züge der Schwermuth und Unzufriedenheit in ihrem sonst so heitern Gesichte. Ungewohnt von meiner Frau anders als mit der wärmsten Liebe empfangen zu werden, fühlte ich die Kälte ihres Herzens in ihren Küssen, und Zentnerlasten fielen auf mich. Ich forschte nach den Ursachen dieser kalten Begegnung; aber umsonst. Bey allem meinen Dringen erhielt ich von ihr keine andere Antwort, als daß sie noch die nämliche Gesinnung hätte, wie sonst, ob ihre Mienen gleich selbst diese Versicherung widerlegten. Und so ist es noch immer bis diese Stunde. Sie bleibt bey ihrer Zurükhaltung, und nichts vermag sie zu einer nähern Erklärung zu bringen.

Ich habe mich genau erkundiget, wer die Zeit über, die ich abwesend war, im Hause gewesen ist, aber niemand ist mir genennet worden, dem ich eine Verhetzung zutrauen könnte. Ich weiß gar nicht, was ich von meinem, mir, auch iezt bey ihrer so sehr merklichen Abneigung, so lieben Fiekchen denken soll, und verzehrender Gram füllt meine ganze Seele. Mit meinem Wissen habe ich sie nie mit einer Miene, noch weni-

weniger mit einem Worte beleidiget. Wenn sie sich doch mir entdekken wollte, ich glaube gewiß, dann würde unsere Wiedervereinigung nah seyn.

O, lieber Vater, verwenden Sie Sich bey meinem Weibe, und schaffen Sie mir nur Erklärung. In diesem ungewissen Zustande kann ich keinen Monat mehr leben. Wenden Sie alle Mittel an, mich in mein voriges Glük zu sezzen, ich danke Ihnen bis an meinen Tod dafür.

Hundert und vier und funfzigster Brief.

Der Amtmann Sturz zu Liebenau an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich habe Ihnen eine wichtige, Sie sehr nahe angehende Nachricht zu geben, und bitte Sie, ungesäumt zu mir zu kommen. Seyn Sie zugleich bereit, einen Fremden bey mir zu finden, der Ihnen nicht unangenehm seyn wird. Ich schreibe kurz, weil ich Sie bald mündlich zu sprechen hoffe.

Hundert und fünf und funfzigster Brief.

Ernestine Lauer zu H. an den Professor Müller zu J.

Was haben Sie gemacht, daß Sie so lange mit Ihrer Antwort gezaudert haben! Nun bin ich verlohren für Sie, und Sie sind verlohren für mich. Ich bin indessen genöthiget worden, einem hiesigen Kaufmanne, Holzendorf, meine Hand zu geben, und in wenigen Monaten werde ich ganz mit ihm verbunden seyn.

O, daß ich nun ihren Brief lieber gar nicht erhalten hätte! Was wird das nun für ein Band seyn, das ich knüpfen muß! Mußte ich vorher ohne Neigung diese Verbindung eingehen, so werde ich sie nun mit Widerwillen vollziehen, und wie wird da mein künftiges Schiksal beschaffen seyn? Ach, ich bin nun unglüklich, auf meine ganze Lebenszeit unglüklich! Wie gern hätte ich mich mit Ihnen verbunden, wie zärtlich liebte ich Sie! Und nun, da diese Liebe bey Ihrem Stillschweigen fast überwunden war, fachen Sie das Feuer wieder an, zu einer Zeit, da es mir nicht mehr erlaubt und Verbrechen ist, es in meinem Busen brennen zu lassen. Wenn doch mein Hochzeittag mein Sterbetag wäre! Denn was kann ich in meiner Ehe erwarten! Hätten Sie geschwiegen, so hatte ich

Hoffnung, daß mein Bräutigam, der wirklich ein Achtungswürdiger Mann zu seyn scheint, durch seine zärtliche Behandlung mich mit der Zeit zu einem glüklichen Weibe machen könne; aber nun ist diese Hoffnung ganz dahin.

O ich Unglükliche, die ich nicht meinem Herzen, sondern Pflicht und Wort folgen muß! Verbannen Sie nun Ihre Liebe, so wie ich es auch thun muß! Vielleicht sind Sie, der so lange nicht an mich dachte, glüklicher in Bekämpfung einer unglüklichen Leidenschaft, als ich.

Hundert und sechs und funfzigster Brief.

Der Pfarrer Falk zu Kirchberg an den Baron von Lilienthal zu Haßstadt.

Ich muß leider ein Bote der Traurigkeit seyn, und Ihnen melden, daß Ihre Frau Gemahlinn sehr krank ist, und Ihre baldige Zurükkunft wünscht. Die Person, die schon ein Mahl Ihr eheliches Glük störte, die Mutter meines, mir von Ihnen anvertrauten, Zöglings, ist auch die Urheberinn dieses Zufalls. Sie mogte Ihre Abwesenheit erfahren haben, und kam, gerade zu einer Zeit, da die gnädige Frau allein auf ihrem Zimmer war, unangemeldet zu ihr.

Mit Wuth und Grimm fuhr sie hier auf sie hinein, machte ihr die schändlichsten Vorwürfe, und verlangte ihren Sohn. Die Frau Gemahlinn, die sich erst gar nicht besinnen konnte, was diese Niederträchtige wollte, redete ihr auf die sanftmüthigste Art zu; allein sie ward immer mehr und mehr erbittert, und da sie endlich hörte, daß ihr Sohn bey mir sey, verließ Sie das Schloß unter den schändlichsten Ausdrükken und unter eidlicher Androhung ihrer Rache, ohne daß sie von den Leuten, die die gnädige Frau, wegen einer ihr zugestoßenen Ohnmacht, nicht zu Hülfe rufen konnte, aufgehalten worden wäre.

Und durch dieses Schrekken ist Ihre gute Frau Gemahlinn sehr gefährlich krank geworden. Ich verlasse Sie nicht und die beyden Aerzte thun zu ihrer Wiederherstellung, was in ihren Kräften ist. Ihr einziger Wunsch ist nach Ihnen, und dieß bewog mich, diesen Brief durch einen reitenden Boten abzufertigen. Ich wünsche, daß Sie bey Ihrer Zurükkunft die liebe Kranke wieder besser antreffen mögen und bin u. s. w.

Hundert und sieben und funfzigster Brief.

Günther Kottwiz zu Reinstein an Simon van der Hardt zu F**.

Hier folgt das Geld, das Ew. Hochwohlgebl. Gnad. befohlen haben. Ich habe nicht alles bey den Unterthanen heraus bringen können, so sehr ich es mir mit Executionen und Auspfändungen habe angelegen seyn lassen, und bin deswegen genöthiget gewesen, von dem Juden Isaak Vierzig Louisd'or aufzunehmen.

Aber, gnädiger Herr, beschleunigen Sie Ihre Rükreise! Ihre Gegenwart wird nöthig seyn, eine Beschuldigung von Sich abzulehnen, die, wie ich im Vertrauen von einem meiner Freunde gehört habe, das Regiment ehestens auf formelle Art gegen Sie aufstellen und untersuchen wird. Sind Sie hier, so wissen Sie doch der Sache zu begegnen, bey der ich sonst, wenn Sie in Ihrer Abwesenheit vorgehen sollte, gar nichts thun kann, weil sie mir ganz unbekannt ist, und außer der Sphäre meiner Geschäfte lieget.

Ich verharre u. s. w.

Hundert und acht und funfzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld.

O, was haben Sie mir gesteru für einen frohen Abend geschenkt! Wie waren Sie so gütig, so freundlich gegen mich! Ich kann Ihnen nicht genug danken. Aber meine Melancholie hat mich wieder wie ein Riese ergriffen. Sollten Sie glauben, daß Ihre gestrige Freundlichkeit selbst diesen Mißmuth von neuem in mir hervor gebracht hat? Ja, anders ist es nicht!

So ganz unglüklich bin ich. Würden Sie ernsthaft und zurükhaltend gegen mich gewesen seyn, so hätte ich gelitten, und da Sie thaten, was nur eine Menschenfreundliche Seele thun kann, so leide ich auch, weil mich der Gedanke, Sie nie besitzen zu können, allenthalben verfolgt. Auch für mich wäre es sehr gut, wenn ich aufgelöset würde. Bitten Sie Gott mit mir um mein baldiges Ende, und wenn Sie mir diese Wohlthat erringen helfen, so will ich Sie segnen und Ihrer in der Ewigkeit als eine Wohlthäterinn gedenken.

Wüßten Sie meine Leiden, die wie Zentnerlasten auf mich liegen, ach, wie vieles Mitleiden würden Sie mit mir haben. — Doch was rede ich! Haben Sie das nicht schon so? Und

was können Sie dafür, daß eine unglükliche Liebe mich verzehrt!

Seyn Sie ferner duldend gegen mich, Aemilie, mit Thränen bittet Sie darum der unglüklichste Jüngling,

R.

Hundert und neun und funfzigster Brief.

Der Professor Müller zu J. an Ernestine Lauer zu H.

Gott, was ist das für eine Nachricht für mich, die Sie mir in Ihrem Briefe geben! Ich soll Sie verlieren und in den Händen eines andern wissen? Das kann ich nicht! ich habe ältere Ansprüche auf Sie, als ieder andere, und, um diese geltend zu machen, wage ich alles dran. Jezt versuche ich in der Güte, wie weit ich komme und frage den Mann, der Ihr Bräutigam seyn soll, ob er mir Ihr Herz und Ihre Hand überlassen will, dann ergreife ich andere Maasregeln. —

Ach, lassen Sie mich nicht, Ernestine, ich bitte Sie, ich flehe. Sie übergeben mich dem Verderben, wenn Sie dieß thun. Und Sie sollten meinen Untergang wollen? Es steht ia ganz bey Ihnen, Ihr Wort, das Sie, wie Sie mir

sagen,

sagen, ohnedieß nicht freywillig gegeben haben, wieder zurük zu nehmen, und ist der Mann so beschaffen, wie Sie glauben, ist er wirklich ein Achtungswürdiger Mann, so wird er meine ältere Liebe ehren und von Ihnen abstehen.

O was für Unruhe peiniget mich! Diese Wendung meines Schiksals hätte ich mir nicht vorgestellt. Doch mein Glük und Unglük hängt, wie ich schon gesagt habe, noch von Ihnen ab, und der Umstand, ob Sie noch einige Neigung gegen mich haben, wird Ihre Wahl entscheiden.

Hundert und sechzigster Brief.

Derselbe an den Kaufmann Holzendorf zu H.

Verzeihen Sie, wenn ich, als eine, Ihnen ganz unbekannte, Person, den unerwartesten Antrag an Sie wage, den mich aber mein Herz schlechthin thun heißt. Sie sind mit einem Frauenzimmer in H. verbunden, das ich schon lange liebte, und von dem auch ich geliebt ward. Schon lange habe ich um ihre Hand nachgesucht, und sie ist mir nicht abgeschlagen worden; nur eine fatale Krankheit hielt mich ab, meine gänzliche und feste Verbindung einzugehen und indessen hat sie ihr Vater Ihnen zugesagt. Ich glau-

be nicht, daß es Ihnen, die Sie dieses Frauenzimmer noch nicht lange kannten, so schwer werden sollte, Sich von ihr loszureissen, als es mir werden muß, und bin daher so kühn, Sie um Entsagung Ihrer Ansprüche auf Ihr Herz zu bitten. Wüßte ich nicht, daß selbst Ernestine gegen mich noch eben so gesonnen wäre, als sie sonst war; wüßte ich nicht, daß sie Ihnen mehr aus Gehorsam gegen ihren Vater, als aus eignem Antriebe Ihre Hand versprochen hat: so würde ich weniger zudringlich seyn. Beweisen Sie die Großmuth an mir und erfüllen meine Bitte. Es wird Ihnen nicht fehlen, Ihr Glük zu finden, ohne daß mein Untergang damit verbunden wäre, wie es hier ganz gewiß seyn würde, wenn ich diejenige, die ich so lange verehre, die mein ganzes Herz hat, einem andern überlassen sollte. Meine ganze Ruhe hängt von Ihnen ab. Machen Sie einen Menschen glüklich, der Ihnen dafür, so lange er lebt, unendlich verbunden seyn wird. Darf ich hoffen, edler Mann? —

Mit nie gefühlter Unruhe erwarte ich Ihre Entschliessung.

Hun-

Hundert und ein und sechzigster Brief.

Regine Müllerinn zu Sommerhayn an Aemilien Lindenfeld zu Sternheim.

Höre, liebe Tochter, Du bist zu sehr von dem jungen Rosenfels eingenommen! Deine Sprache verräth Dein Herz, das Du vielleicht selbst noch nicht genug kennst. Sey auf Deiner Hut! Denn aus Deinen Aeußerungen schließe ich mit gutem Grunde, daß Du nicht weit davon entfernt bist, den Menschen zu lieben, und bist Du einmal da, dann bist Du verlohren. Ist die Leidenschaft in Deiner Seele fest, dann halte Dir keine Handlung für unmöglich, die die Liebe hervorbringen kann. Du wirst alles thun, so unmöglich Dir das vorher geschienen hat. O das Herz des Menschen hat unzählich viele schwache Seiten, und hat seinen stärksten Feind immer in sich selbst. Ich glaube, daß Deine Neigung zu dem Jüngling unschuldig, und vielleicht auch, weil er Dir Gefälligkeiten erwiesen hat, gerecht sey, nur wache über Dich, daß sie in den gehörigen Schranken bleibt. Du hast wegen der, Dir wohlbekannten Denkungsart Deines Mannes, zweyfache Ursache, Dich in acht zu nehmen. Du kennst seine Eifersucht, und ob sie gleich in dem Grade eine Schwachheit ist, so ist

es doch Deine Schuldigkeit, auch nach den Schwachheiten Deines Mannes Dich zu richten.

Ich habe Dir eine Neuigkeit zu melden, die Dir sehr unerwartet seyn wird. Lezthin bat der Amtmann Sturz zu Liebenau Deinen Vater zu sich, weil er ihm, nach seiner Versicherung, eine ganz besondere Nachricht zu geben hätte. Zugleich gab er ihm zu verstehen, daß er einen Gast bey ihm antreffen würde, der ihn nah angehe. Dein Vater war in Frankenberg und da ich ihm des Amtmann Sturzens Einladung dahin schikte, so ist er von da hingereiset und hat bey ihm — kannst Du wohl denken, wen? Deinen von Leipzig aus weggekommenen Bruder angetroffen. Gestern ist er hier bey uns angekommen, Dein Vater ist aber wieder nach Frankenberg gegangen.

Es freuet mich wohl, diesen verlohren geschäzten Sohn wieder bey uns zu haben, aber die Umstände, unter denen er kommt, sind beugend. Er ist — seine ganze Geschichte kannst Du mündlich von ihm hören — zulezt unter einer Räuberbande gewesen, ist von des Amtmanns Sturz Leuten eingebracht, und, nachdem er sich diesem zu erkennen gab, durch dessen Vorsprache von dem Fürsten losgegeben worden.

Er erkennt und bereuet freylich seine Ausschweifungen, allein das Geschehene bleibt doch. Indessen wird die Sache, wie ich hoffe, verschwiegen bleiben, und da ihn der Fürst zum Unterofficier bey seinem Leibregimente gemacht hat, so findet er Gelegenheit, durch gute Aufführung die Flekken abzuwischen, die er seinem Leben durch seine vorhergehende Aufführung gemacht hat.

Wohl ihm und uns, daß er in die Hände eines Richters kam, der zugleich Menschenfreund ist, wie der Amtmann Sturz! Außerdem würden wir eine große Schande nicht haben abwenden können. Er wird bald zum Regimente abgehen, vorher aber Dich besuchen. Aber auch Dein Bruder in J. ist wieder [Dein Bruder und unser Sohn. Ließ anliegende Briefe und Du wirst Dich freuen.

Lebe wohl liebe Tochter und vergiß meine mütterlichen Ermahnungen nicht! Dein Bruder grüßt Dich.

Hun-

Hundert und zwey und sechzigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Ich höre sehr ungern, daß das Glük Ihrer Ehe unterbrochen worden ist, und ich begreife nicht, wie meine Tochter ohne alle Ursache Ihre Liebe von Ihnen abwenden sollte. Dazu halte ich sie für zu vernünftig und weiß auch, daß sie den, vielen ihres Geschlechts sonst anhängenden Eigensinn nicht besizt, dem das Seltsame ihrer Aufführung zugeschrieben werden könnte.

Haben Sie etwa vor Ihrer Verheyrathung eine Bekanntschaft mit irgend einem Mädchen gehabt, und der geschäftige Neid, der Ihr eheliches Glük ungern sah, hat es meiner Tochter hinterbracht? — Eigentlich haben Sie freylich Ihrer Frau von dem, was vor Ihrer Verbindung vorgegangen ist, keine Rechenschaft zu geben; allein zärtliche Frauenzimmer nehmen auch dieß genau und können dergleichen Nachrichten schwer verschmerzen. Sind Sie in diesem Falle, so weiß ich keinen bessern Weg zur Wiederherstellung Ihrer Ruhe, als wenn Sie Ihrer Frau die Sache gerade zu gestehen. Auf diese Art, aber auch auf keine andere, heben Sie vielleicht auf ein Mahl alles Mißverständniß auf. Ich wünsch-

wünschte sehr, daß Ihr Glük Ihres Ehestandes wieder hergestellt werden möchte, es ist kein grösſers Unglük, als wenn Gatten Ihre Herzen von einander entfernen. Zwischen dergleichen Uneinigkeiten, wenn sie nicht bald gehoben werden, und einer gänzlichen Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse, ist ein kurzer Schritt.

Gebe doch der Himmel, daß Ihr Zwist sich nicht vermehren und Ihr Herz mit dem Herzen Ihrer Frau bald wieder ausgesöhnt seyn möge!

Hundert und drey und sechzigster Brief.

Derselbe an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Treib die Sache nicht zu weit, liebe Tochter, ehe Du das Herz Deines Mannes ganz von Dir abwendest. Er sey schuldig oder unschuldig, so ist dieß bald geschehen, und dann bist du erst unglüklich. Du bist überhaupt Deinem Vorhaben nicht treu geblieben. Du wolltest ganz von dem Vorgange schweigen und alles unterdrükken. Das hast Du aber nicht gethan, hast Kaltsinn gegen Deinen Mann verrathen; wäre es da nicht weit besser gewesen, Du hättest ihm gleich die ganze Sache entdekt? Du weist ia noch nicht einmal, ob Dein Mann nicht gar unschuldig ist.

Wie leicht kann es seyn, daß das, Dir so unschuldig geschienene, Mädchen, eine von Deinen und seinen Feinden erkaufte Nichtswürdige gewesen ist, die Deine häuslichen Freuden untergraben sollte! Und wäre dieß, wie mir so gar unwahrscheinlich nicht vorkommt, so marterst Du Deinen Mann und Dich vergeblich. Ist aber die Sache auch an sich wahr, so ist noch immer die Frage, ob sie Dir in ihrer wahren Gestalt bekannt ist, und ein kleiner Umstand, den Du nicht weißt, kann viel strafbares wegnehmen, und alles in einem andern Lichte vorstellen.

Das beste, was Du nun thun kannst, ist, daß Du alles Deinem Manne erzählst. Es ist weiter kein Weg zu eurer Aussöhnung da, und die mußt Du suchen; denn Du mußt doch bey Deinem Manne leben. Sey vernünftig wie Du es immer warst, vergiß Dinge, die doch auf alle Fälle vor Deiner Verbindung vorgegangen sind, und, die zu rügen, Du eigentlich kein Recht hast. Folge Deinem, Dich liebenden, Vater, der es redlich mit Dir meint.

Hundert und vier und sechzigster Brief.

Dorothee von Ofen zu Amsterdam an den Baron von Lilienthal zu Dobberlingen.

Erlauben Sie mir, daß ich bey Ihnen, als einem Manne, den ich ehedem sehr genau zu kennen das Glük hatte, eine mir iezt nöthige Zuflucht suche. — Ich erzähle Ihnen erst meine Geschichte.

Ich bin aus Deutschland, und habe aus wichtigen Gründen mein väterliches Haus, und zugleich mein Vaterland verlassen müssen. Ich ging mit meinem Manne hierher und habe mit ihm lange Zeit ein kümmerliches Leben geführet. Sein Verdienst war gering; denn er konnte mit nichts etwas erwerben, als mit Stunden, die er in der deutschen Sprache gab, und dazu fanden sich im Anfang gar keine, und dann, wie er bekannt ward, dennoch wenige Schüler. Alles ist hier, wie Sie wissen werden, sehr theuer, und wir mußten, bey aller unserer Sparsamkeit, dennoch oft Hunger leiden. Die zärtliche Liebe aber, die wir unabänderlich gegen einander hegten, ließ uns doch nie mißvergnügt werden. In der Hoffnung auf Besserung unserer Umstände, brachten wir unsere Tage, auch wenn es uns an allem mangelte, sehr vergnügt zu.

Einst traf mein Mann bey einem Spaziergange einen Deutschen an, der ihn mit sich auf ein Kaffeehaus nahm. Hier fand er unterschiedene Schiffs-Capitains, mit denen er sehr bald bekannt ward. Er redete mit einem derselben von dessen Reisen, und bey dieser Gelegenheit ward mein Mann gefragt, ob er nicht einen deutschen Theologen, der als Schiffsprediger mit nach Ostindien gehen möchte, vorzuschlagen wüßte. Es wurden sehr gute Bedingungen versprochen, und mein Mann, ein Theologe, bekam bey Anhörung desselben selbst Lust, diese Stelle anzunehmen. Da er aber erstlich meine Meinung darüber hören wollte, so ließ er sich weiter nicht heraus, als daß er sagte: er kenne einen, der sich vielleicht dazu verstehen würde, und versprach dem Capitain wieder Nachricht zu geben.

Eilend kam er hierauf nach Hause, und that mir den Vorschlag, daß er diese Stelle übernehmen, und eine Reise mit machen, mich aber so lange hier in Amsterdam zurük lassen wollte. Ich hatte im Anfange wenige Lust, seinem Vorschlage Gehör zu geben, endlich willigte ich doch, aber unter der Bedingung ein, daß er mich mit sich nehmen müste. Nun wußten wir aber nicht, ob der Capitain das eingehen würde,

und mein Mann übernahm, sich deshalb zu erkundigen, und wenn es anginge, sich sogleich zu engagiren. Er suchte den Capitain wieder auf, fand ihn, und als er gern bewilligte, daß der Schiffsprediger ein Weib bey sich haben dürfte, so gestand er ihm, daß er selbst der Candidat zu diesem Dienste sey, und ward von dem Capitain mit Freuden angenommen. Zugleich wurden ihm zwey hundert Gulden zu seiner Einrichtung vorgeschossen, und in kurzem ward er zum Prediger eingeweyht.

Wir richteten unsere Sache ein, so gut wir konnten, und gingen sodann zu der gesezten Zeit auf das Schiff, das bald darauf auslief. Ich bin nicht im Stande, Ihnen eine förmliche Beschreibung unsrer Reise zu machen, noch weniger die Inseln und Länder alle zu nennen, wo wir angelandet sind und uns aufgehalten haben, es würde dieß auch hier zu nichts dienen. Ich sage Ihnen nur dieß, daß wir diese Reise hin und her bis auf einige kleine Unbäßlichkeiten, die ich und mein Mann ausstehen mußten, sehr vergnügt machten. Wir hatten an dem Capitain einen sehr vernünftigen Mann, genossen bey ihm die Kost und uns ging nichts ab.

Als wir wieder in Amsterdam anlangten, erhielten wir nach des Capitains Rechnung zwey

Hundert Gulden heraus und uns war so wohl zu Muthe, daß wir bald darauf die nähmliche Reise wieder antraten.

Auch diese legten wir glüklich zurük, und erhielten abermals bey unserer Zurükkunft in Amsterdam zwey Hundert Gulden.

Kühn gemacht durch diese so wohl gelungenen Versuche, ließen wir uns zum dritten Mahle bereden, diese Reise zu machen. Aber nun hatten wir ein desto traurigeres Schiksal. Am zwanzigsten Tage nach unserer Abfahrt, traf uns ein großer Sturm, der uns ganz verschlug, und an die Küste einer Insel warf. Ein Theil der Mannschaft hatte sich in Boote retirirt, viele waren schon versunken, ich und mein Mann aber waren auf den Ueberbleibseln des Schiffs zurükgeblieben.

Der Capitain, der mit in einem der Boote war, bemerkte unsre Abwesenheit und ließ auf die Trümmern des Schiffes, wo wir Hülflos saßen, zu rudern, die Wellen aber verhinderten seine Bemühungen. Mein Mann nahm mich endlich, weil der Theil des Schiffes, wo wir waren, zu versinken begann, auf seine Schultern, sprang mit mir in das Meer, und in dem Augenblikke trieb eine Welle das Boot auf uns zu, woran ich mich hielt, und von den Leuten einge-

genommen ward; mein armer Mann aber, der bey der Bemühung mich in dieß Boot zu bringen, an sich selbst nicht gedacht hatte, kam zu weit von uns ab, und ich habe ihn so wenig als die übrige Mannschaft, die nicht bey nns war, wieder gesehen. Allem menschlichen Ansehen nach mußte er ein Raub der Wel'en werden.

Gerne würde ich mich in das Wasser gestürzt haben, um mit meinem Gatten einerley Tod zu leiden, wenn mich nicht die Leute davon abgehalten hätten. Was ich aber über diesen kläglichen Zufall gelitten habe, das kann ich Ihnen nicht beschreiben, so neu auch noch bis diese Stunde der Schmerz über meinen Verlust in meinem Herzen wüthet. Ich schweige davon, als von einer Sache, die nur gefühlt werden muß. —

Lange schmissen die Wellen unser Boot hin und her, endlich ward es doch ganz nahe an das Land getrieben, da es denn zulezt auf einer Sandbank fest sitzen blieb. Wir konnten hier bequem durch das seichte Wasser baden, kletterten so dann an den Felsen, der vor uns war, hinan, und die Leute brachten dasienige, was in das Boot war geflüchtet worden, und worunter doch die sehr beträchtliche Baarschaft des Capitains war, oben auf den Felsen in Sicherheit. Einige der

Schiffsleute sahen sich um und fanden, daß wir auf einer sehr kleinen Insel waren, wo es nichts als unbekannte Bäume ohne Früchte gab, und wir hatten die traurige Aussicht, in einigen Tagen, wenn das Faß mit Zwiebak, das man mit in das Boot zu nehmen, die Vorsicht gebraucht hatte, aufgezehrt seyn würde, unser aus den Wellen geflüchtetes Leben durch Hunger zu verlieren.

Indessen flochten die Schiffsleute Zweige zusammen und machten eine Art Hütte, unter der wir vor dem Regen sicher waren, der sehr stark herabfiel, ob sich gleich der Sturm ganz gelegt hatte.

Die Zeit kam bald heran, wo unsere Lebensmittel aufhörten, und acht Tage lang hatten wir nichts zu unserer Nahrung, als einige Wurzeln, die der Capitain ausfündig gemacht hatte. Es sey, daß dieses Gewächse an sich schädlich war, oder nur auf unsere Körper, die es nicht gewohnt waren, diese Wirkung hatte, genug, wir wurden alle krank, und einer nach dem andern gab seinen Geist auf. Niemand blieb übrig als ich, der Capitain und zwey Schiffsleute. Mit leztern besserte es sich etwas, sie übernahmen daher, uns so viel wie möglich zu warten, an den Felsen acht zu haben, ob ein Schiff sich sehen lassen möch-

möchte, und uns Wurzeln, die doch unsre Nahrungsmittel bleiben mußten, die iezt aber vorher mit Seewasser abgewaschen und nun unschädlicher befunden wurden, beyzutragen.

Wir hatten abermals acht Tage in der größten Schwachheit zugebracht, als einst früh der eine der Schiffsleute von der Wache bey dem Felsen zurük kam und mit einem Freudengeschrey meldete, daß ein Schiff in der Entfernung vorbey segle.

Schleunig trug er mit seinem Kammeraden dürres Holz zusammen und machte vorne auf dem Felsen ein großes Feuer, um damit ein Zeichen zu geben, daß hier Hülfsbedürftige vorhanden wären; denn mit Rufen und Schreyen konnte, der Weite wegen, nichts ausgerichtet werden.

Lange nahm man nichts auf dem Schiffe wahr, endlich ward das Feuer doch bemerkt und das Schiff richtete seine Fahrt auf den Felsen zu und blieb in einiger Entfernung davon liegen. Es ward darauf ein Boot abgelassen, das heran fuhr und nach unserm Begehren fragte. Die Schiffsleute erzählten unsere Umstände und baten um Aufnahme. Das Boot fuhr sodann wieder zurük und nun kam der Capitain selbst mit einigen Leuten, kletterte den Felsen heran, und besuchte uns in unsrer Hütte.

Denken Sie Sich den Auftritt! — Es war ein Bruder von unserm Capitain und Anblik und die feurigste Umarmung war eins. Er ließ sogleich allerhand Erfrischungen vom Schiffe holen, um uns zu erquikken, und ließ sodann uns und unsre Sachen mit Mühe in das Schiff bringen, das, nach einer zurükgelegten Fahrt, auf dem Wege nach Amsterdam beym Sturme in die dortige Gegend war verschlagen worden, und nun seinen Weg wieder suchte.

Wir fuhren lange, ehe die Schiffsleute wußten, wo sie eigentlich waren; endlich hatten Sie Merkmahle, die sie auf die richtige Fahrt brachten.

Ich ward von meiner Schwachheit, so wenig ich geglaubt hätte, dennoch bald wieder hergestellt, mein guter Capitain aber ward immer schwächer, und wir sahen zulezt, daß sein Absterben erfolgen würde. Er selbst fühlte es, daß sein Leben nicht mehr lange dauern könnte, ließ einige Zeugen kommen, und sezte mich und seinen Bruder zum Erben des bey sich habenden Vermögens mit der Bedingung ein, daß wir iedem der bey uns gewesenen zwey Schiffsleute zwey Hundert Gulden auszahlen sollten. Bald darauf starb er und ward in den Schoos des Meeres begraben. Ich und sein Bruder vergos-

sen unzählige Thränen über den Tod dieses Rechtschaffenen und betrauerten seinen Verlust herzlich.

Unsre Reise ging sonst gut, und wir kamen glüklich in Amsterdam an. Der Capitain untersuchte hier den Nachlaß seines Bruders. Er bestand ganz in baarem Gelde und nachdem er den Schiffsleuten die vermachten vier Hundert Gulden ausgezahlt hatte, theilte er redlich mit mir.

Ich hätte nicht geglaubt durch diese Erbschaft so reich zu werden, als ich es wirklich ward, denn ich erhielt auf meinen Antheil Tausend Stük Dukaten.

Nun nahm ich Abschied von dem Capitain und suchte mein altes Logis wieder, aber hier fiel mir nun erst der Verlust meines Mannes recht auf. Alles, was ich ansah, erinnerte mich an ihn und seine zärtliche Liebe, und mein Geld war mir zum Ekkel, weil ich es nicht mit ihm theilen konnte. So brachte ich in stiller Einsamkeit eine geraume Zeit unter Jammer und Klagen zu; endlich entschloß ich mich, wieder in mein Vaterland zu gehen.

Da ich aber in mein Väterliches Haus zurük zu kehren nicht wagen darf, so dachte ich hin und her, zu wem ich meine Zuflucht neh-

men könnte. Mein Herz erinnerte mich an Sie und überredete sich, daß Sie mir nicht abschlagen würden, bey Ihnen Zuflucht und Schutz zu suchen und den Rest meiner Wittwentage in der Stille bey Ihnen zu verleben. Ich brauche nichts, als ein kleines Kämmerchen, und will Ihnen nicht die geringste Beschwerde verursachen.

Nehmen Sie mich nur auf. Sollten Sie so gnädig seyn, mir eine gewierige Antwort unter beyliegender Adresse zu geben, so werde ich Ihnen sogleich die Zeit melden, wenn ich von hier abreise. Versagen Sie mir meine Bitte nicht. Ich bin u. s. w.

Hundert und fünf und sechzigster Brief.

Der Pfarrer Müller zu Frankenberg an Reginen Müllerinn zu Sommerhayn.

Ich kann noch immer nicht kommen, Liebe! Meines Freundes Umstände wollen meinen längern Aufenthalt. Triff Anstalten, daß mein Dienst fernerhin versehen wird. Ich bin u. s. w.

Hundert und sechs und sechzigster Brief.

Ernst Rosenfels zu Sternheim an Aemilien Lindenfeld.

Ach, wie trüb war die Nacht, Aemilie! Der Schlaf floh meine Augen, so matt sie vom Weinen waren, und ich sitze schon drey Stunden hier am Fenster, da die Sonne anfängt, ihre ersten Strahlen über iene Berge zu werfen. — Trüb wird sie aufgehen, trüb der Tag seyn — wie mein Leben. Ach daß sie meinen Sterbetag herauf brächte! Wie willkommen solltest du mir seyn, du, die du alle Geschöpfe erfreuest, nur mich Elenden nicht! Ach, daß du ihn herauf brächtest, den Tag, wo sich das Ende meiner Leiden nahet, und wenn du morgen wieder deinen Lauf beginnen wirst, meines Grabes frischen Hügel vergolden möchtest! —

Sie kommt höher herauf, ihr Licht verbirgt sich hinter schwarzen Wolken, nur schwach schimmern ihre Strahlen hervor, und mir ist, als wenn sie meinen Wunsch erfüllen wollte. Selige Ahndung, daß du doch eintreffen möchtest! Daß doch ein, sich und der besten unter allen Weibern so lästiges Geschöpfe mit dem Gewande der Vollendeten angethan würde. — —

Es

Es wird geschehen, Liebe! Meine Ahndung wird stärker, mein Herz sagt es mir, daß ich ausringen werde. Willkommen bist du mir, o Tag, nach dem ich so lange seufzete! Willkommen sagt mein gepreßtes Herz, willkommen sagen meine verloschnen Augen und meine matten Schultern. Dreymal willkommen seyst du mir, Stunde, in der ich meine Augen zur Ruhe, zur ewigen Ruhe schließen werde. Freylich habe ich noch nichts in der Welt gethan und ich sterbe so unbemerkt von dem großen Haufen, wie der Wurm, den der Tritt eines Wanderers tödtet. Aber, wenn ich auch noch nichts gethan habe, noch nichts habe thun können! Gelitten, Liebe! habe ich genug. —

Bald wird der Schlaf mich nicht mehr fliehen, denn die Ruhe derer, die unter der Erde liegen, wird nicht unterbrochen.

Werden Sie auch, Aemlie, um den unglüklichen Jüngling eine Thräne vergießen, wenn ihn die wohlthätige Bahre an die Seite derer bringen wird, die ewig ausgelitten haben? — Ich glaube es, aber lassen Sie es eine Thräne der Freude über meinen Triumph seyn! Denn nun hebt sich meine Seele von einer Erde empor, wo keine Ruhe für sie war, hebt sich empor in die Sphäre, wo unglükliche Liebe nicht die Herzen

zen verzehrt. Wenn denn der Frühling wieder kommt, dann pflanzen sie unten eine Distel und oben ein blaues Veilchen auf mein Grab, damit der Unglükliche, den vielleicht einst seine Melancholie auf die Gräber der Erlöseten treibt, einen Trost findet, wenn er erst in dem Bilde der Distel sein Leben, und dann weiterhin in dem Bilde des Veilchens die stille Ruhe siehet, die ihn im Grabe erwartet.

Leben Sie wohl, ewig Geliebte! Vergeben Sie mir die Leiden, die ich Ihnen machte — was konnte ich dazu, daß mich eine unüberwindliche Liebe ergriff! War es Verbrechen so zu lieben, so ist es auch Verbrechen, ein Mensch zu seyn, und menschliche Empfindungen zu haben. Leben Sie wohl, Aemilie! Beygehendes Lied sey Ihnen ein Andenken von Ihrem unglüklichen Rosenfels.

Wenn ich nun in der kühlen Erde
Des Gottesakkers schlummern werde,
Wie wohl wird's dann mir Müden seyn!
Dann wird mein Herz nichts mehr von Kummer fühlen,
Nicht mehr Melancholie in meiner Seele wühlen,
Und sanfter Ruh wird sich mein matter Körper freun.

Dann, Liebe, tritt zu meinem Grabe,
Und freu' Dich, daß ich ausgerungen habe,
Und segne meinen Todesschlaf!
Sing laut: „Wohl dir, du hast nun ausgelitten
„Hast mit der Liebe nun auf ewig ausgestritten,
„Spottst nun des Pfeils, der dich, so tief verwundend, traf.

„Ruh hier von deines Herzens Kummer
„Im süßen ungestörten Schlummer,
„Bis zu der Sonne leztem Schein.
„Wenn ich dann werd' auf meinem Grabe stehen,
„So wird mein erster Blik nach deinem Grabe sehen,
„Und meine Hand nach deiner Hand gestrekket seyn."

So singe. — Um dich wird mein Schatten schweben.
Dich hören, und zum neuen Leben
Schwingt er zur Geisterwelt mit Wonne sich empor,
Erzählt den Selgen deine Güte
Und singt den Ton von deinem irdschen Engelliede
In überirdscher Engel Chor.

Hundert und sieben und sechzigster Brief.

Der Baron von Lilienthal zu Dobberlingen an den Pfarrer Müller zu Sommerhayn.

Ich bin von meiner Reise wieder zurükgekommen, die ich in einer, Sie angehenden und Ihre Herkunft betreffenden Angelegenheit gethan habe, und habe Ihnen besondere und wichtige Erklärungen darüber zu geben. Schon lange und gleich bey meiner Rükkunft, würde ich Ihnen deshalb geschrieben und Ihnen meinen Wagen, um Sie hierher zu bringen, geschikt haben, wenn mich nicht der Zustand meiner Frau, die ich am Rande des Grabes antraf, alles andere hätte vergessen lassen.

O was habe ich diese Zeit über gelitten! Ich war noch in Haßstadt, als ich die Nachricht von ihrer Schwachheit erhielt. Schleunig ritt ich, mit Zurüklassung meiner Kutsche, mit Postpferden weg und Tag und Nacht durch, um so bald als möglich zu Hause zu seyn. Was war mir das für ein Anblik! Meine Bedienten kamen mir mit Weinen entgegen, und als ich, ohne zu fragen, wie es mit meiner Frau stehe, weil ich vor der Antwort: „sie ist todt," bebte, auf das Zimmer zu eilte, hörte ich meine Kinder laut iammern. Ohne Fassung stürzte ich ins Zimmer

und

und — da lag mein gutes Weib, mit todtblassem Gesichte, bleichen Lippen und gebrochenen Augen. Die Kinder lagen bey ihr und küßten unter unzähligen Thränen und unter dem ängstlichen Ausrufen: „ach meine Mamma, ach gute Mamma,“ dieß ihre Hände, ienes ihre Wangen. Der gute Pfarrer Falk lag auf den Knieen vor ihrem Lager und betete unter Vergießung häufiger Thränen und mit lautem Schluchzen. Die beyden Aerzte standen von fern und wischten sich die Augen.

Halbtodt fiel ich neben dem Pfarrer Falk nieder, ergriff die Hand meines Weibes und rief ängstlich ihren Nahmen. Sie war in ihrer äussersten Schwachheit nicht ohne Bewußtseyn und nahm meine Gegenwart wahr. Sanft drükte sie mir die Hand und winkte mir, ruhig zu seyn, und, als ich, sie zu umarmen, mich in die Höhe richtete, lächelte sie wie ein Engel mit mir. Ich fiel über sie her, ward aber auch zugleich ohnmächtig und ohne Empfindung in ein anderes Zimmer gebracht. Hier lag ich betäubt und ohne von mir etwas zu wissen, bis zu dem andern Morgen. Plözlich wollte ich hier das Lager verlassen, und zu meiner Frau eilen, aber einer der Aerzte hielt mich zurük und bat, mich ruhig zu halten, weil ich selbst sehr krank sey.

„Ist

„Ist sie todt, die Liebe“ — rief ich in Verzweiflung, „o so lassen sie mich hin, um an ihrer Seite mein Leben zu enden.“

Er suchte mich mit der Versicherung zufrieden zu stellen, daß meine Frau nach ihrer Schwachheit in einen sanften Schlummer gefallen sey, von dessen Wirkungen sich eine Wendung ihrer Krankheit vermuthen lasse; allein ich glaubte ihm nicht und dachte, er wollte mich nur damit besänftigen. Ich sprang deswegen, ohne mich von ihm halten zu lassen, auf, und wollte zum Zimmer hinaus. Die Entkräftung aber, die mein Körper durch die Beschwerlichkeit der schnellen Reise und einer Aderlaß gelitten hatte, überwältigten meine zusammen gerafften Kräfte und ich sank abermals ohnmächtig hin.

Man brachte mich auf das Bette und erst gegen Abend schlug ich meine Augen wieder auf, war aber so schwach, daß ich mich nicht in die Höhe richten konnte.

Ich sah den Pfarrer Falk neben mir sitzen, fragte ihn mit schwacher Stimme um das Befinden meiner Frau, und hörte von ihm die Versicherung, daß sie noch in dem sanftesten Schlafe liege und bey ihm sowohl als den Aerzten, die ganz verschwunden gewesene Hoffnung zu ihrer Genesung sich erneuert habe. Er versprach mir,

so bald sie erwacht seyn würde, mir die Nachricht von ihrem Zustande zu sagen, und wenn es nicht für uns beyde zu gefährlich wäre, mich zu ihr zu bringen.

Einige Stunden darauf benachrichtigte er mich, daß meine Frau erwacht und sehr gestärkt, daß aber doch eine Zusammenkunft zwischen ihr und mir, nach der Meinung der Aerzte, noch zu gefährlich wäre. Ich beruhigte mich bey dieser Vorstellung bis zum andern Tag, wo ich mich nicht länger aufhalten und zu ihr bringen ließ.

Unsere Zusammenkunft war sehr rührend, doch fand ich zu meinem Troste, daß mir der Pfarrer die Wahrheit gesagt hatte. Mein Weib war wirklich merklich besser, obgleich immer noch in critischen Umständen. Ich gab nicht nach, bis mein Bette neben dem ihrigen aufgeschlagen ward und fand nun viele Beruhigung an ihrer Seite.

So brachte ich einige Tage zu, da sich denn meine Gesundheitsumstände mit der immer zunehmenden Hoffnung zur Wiederherstellung meiner Frau so gebessert hatten, daß ich das Lager wieder verlassen und meine gute Gattinn selbst warten konnte. Acht Tage lang, so lange sie sich noch in Gefahr befand, habe ich keine Stunde außer ihrem Zimmer zugebracht, nun aber

darf

darf ich, Gott sey tausendmal gepriesen! meinen Geschäften wieder nachgehn, weil sie, bis auf eine zurükgebliebene große Schwachheit, fast ganz wieder hergestellt ist.

Und da ist denn das erste, was ich thue, daß ich Sie auf das festlichste zu mir einlade. Können Sie Ihre Frau mitbringen, so soll es mir desto angenehmer seyn. — Ich erwarte Sie ganz gewiß!

Hundert und acht und sechzigster Brief.

Der Hofrath Baumann zu Latterberg an den Amtmann Sturz zu Liebenau.

Wie werden Sie Sich wundern, wenn Sie hören, daß ich Helenen ausgespürt, ihre Entführer entdekt, die sie bewachten, arretirt und zugleich die Person, von der Lindenfeld (mein, wie ich nun hoffe, künftiger Schwager) bestohlen worden ist, mit dem entwendeten Geld in meiner Gewalt habe! Das hätte ich mir nicht träumen lassen! Hören Sie die ganze sonderbare Geschichte.

Sie wissen, daß ich auf einer Gränz-Commission bin. Ich fand bey diesem Geschäfte zum Besten meiner Herrschaft nöthig, die ganze Lage

des Waldes und die alten Gränzsteine selbst und vorerst ganz allein in Augenschein zu nehmen.

Ganz allein ritt ich daher auf den Wald zu, gab dann meinem Bedienten das Pferd und durchging die ganze Gegend, Wand für Wand. Ich war tief im Walde, als ich unvermuthet seitwärts ein Gespräch vernahm.

Ich sah mich darnach um und nahm nicht gar weit von mir ein Frauenzimmer und eine Mannsperson, die unter einem Baume saßen, wahr. Ohne bemerkt zu werden, schlich ich mich hinzu und hörte folgendes Gespräch.

Er. Sagen sie mir, wie können sie ein Mißtrauen in mich setzen, da ich ihnen eine solche bedeutende Entdekkung gemacht habe?

Sie. Eben diese Entdekkung macht mich zweifelhaft. Was kann ich dem Manne zutrauen, der ein Frauenzimmer, mit der er so bekannt gewesen ist, sie sey übrigens, wie sie sey, verrathen kann?

Er. Wollen sie keinen Unterschied unter der Zeit machen, wo ich ein andrer Mensch war, und unter der Zeit, wo ich zur Erkenntniß gekommen bin?

Sie. Die Erkenntniß von ihrer unregelmäßigen Lebensart bringt die Verrätherey einer ihnen

ihnen nah gewesenen Person nicht nothwendig mit sich.

Er. Aber die Liebe zu ihnen konnte sie hervorbringen, weil diese nichts scheuet, um zu ihrem Zwek zu gelangen. Ach Helene —

Bey diesen Worten machte ich einen langen Hals, um zu sehen, ob es meine Geliebte wirklich sey, denn die Sprache hatte mich vorher schon aufmerksam gemacht und der Nahme bekräftigte meine Vermuthung. Und siehe, sie war es! Aber sie sah sehr blaß und entstellt aus.

Mein Herz pochte mir stattlich, doch wollte ich meine Gegenwart nicht zu erkennen geben, um nicht vielleicht die ganze Sache zu verderben. Ich schlich mich vielmehr zurük und beobachtete sie mit ihrem Gesellschafter von weitem. Sie saßen beyde noch eine gute Zeit, dann sah ich sie aufsteigen, und gerade zu in den Wald gehen. Ich bemerkte mir die Gegend, und schlich sachte nach, und bald kam ich auf einen gebahnten Weg, der mich in kurzem auf einen ebnen Plaz führte, wo ich den hintern Theil eines Hauses sah. Es war leicht zu schließen, daß hier Helene müßte verwahrt seyn, und ich nahm mir gleich vor, das Nest zerstören, und Helenen befreyen zu lassen.

Eilend ging ich zurük, und ritt mit meinem Bedienten auf das nächste Dorf. Hier erkundigte ich mich nach dem einzelnen Hause im Walde und hörte, daß es einem fremden Edelmanne gehöre, der es erst vor kurzem gekauft und einige Leute dahin gesezt hätte. Ich fragte, unter welcher Gerichtsbarkeit es stände, und da ich dieß bald erfuhr, so wendete ich mich sogleich an den Amtmann, erzählte ihm die Geschichte, und erhielt ein Commando zu Ausführung meines Vorhabens.

Als es dunkel war, machten wir uns auf den Weg und gelangten in kurzer Zeit an Helenens Kerker, der Einhaus genannt wird und umzingelten das Haus. Nun ward angepocht, und als wir keine Antwort erhielten, ließ ich das Nest aufbrechen, und ging mit einigen von der Mannschaft hinein. Wir hatten eine Laterne bey uns und ich fand bald den iungen Menschen, den ich im Walde gesehen hatte und eine mir fremde Weibsperson. — Beyde thaten ganz unerschrokken und erkundigten sich mit der größten Kaltblütigkeit nach unsern Befehlen. Ich fragte sie, wo sie das Frauenzimmer hätten, das hierher entführt worden wäre, und als sie sich bey dieser Frage ganz fremd stellten, ließ ich sie indessen in Sicherheit nehmen und durchsuchte das Haus.

Lange geschah dieß vergeblich, endlich rief ich Laut: „Helene!“ und hörte eine dumpfe Antwort. Ich ging dem Schalle nach und fand zulezt das arme Mädchen in einer finstern Kammer, deren Zugang ihre Kerkermeister bey unsrer Ankunft schleunig mit einigen Tischen versezt hatten. Ich brachte sie heraus und sie war für Freuden außer sich, als sie sah, daß sich ihre Erlösung nahete. Stellen Sie sich aber auch meine Wonne vor!

Da mein Zwek nun erreicht war, so wollte ich die Bewohner dieses Hauses wieder los lassen; aber Helene entdekte mir nun, daß die vorhandene Weibsperson ihren Schwager bestohlen, und die entwendete beträchtliche Summe noch bey sich hätte. Ich ging daher das Weib darüber an, fragte sie, wo sie das Geld hätte und hies ihr es beybringen. Sie erschrak sichtiglich bey Anhörung dieser Worte, und gleichwohl behauptete sie mit frecher Stirne, daß sie von nichts wüßte. Auf Helenens Versicherung, daß die Sache ihre Richtigkeit hätte und daß ihre Nachricht selbst von dem iungen Menschen herrühre, drohte ich diesem Knaben mit unangenehmen Begegnungen. Er hatte das Herz nicht, so zu läugnen, wie seine Gesellschafterinn und gestand, daß alles im Keller in einem Topfe befindlich wäre. Ich ließ nachsuchen und die Sache traf zu.

Nun konnte ich freylich die beyden Leute nicht loslassen, weil außerdem meine Expedition einer Plünderung ähnlich gesehen hätte; ich übergab sie daher, so wie das Geld, dem mit anwesenden Actuarius zur Verwahrung, doch mit dem Vorbehalte der Ansprüche desjenigen, der von der niedern Kreatur war bestohlen worden. Wir verschlossen hierauf das Haus und ich führte Helenen durch den Wald durch, an dessen Ende auf meine Veranstaltung ein Wagen bereit stand. Wir sezten uns ein, und fuhren ohne Anstoß hierher. Ich brachte Helenen in einen Gasthof, und nahm sodann von ihr Abschied.

Am andern Morgen besuchte ich sie, und fand sie außerordentlich aufgeräumt. Ich hielt dieß für den besten Zeitpunkt, meine anderweite Liebeserklärung in optima forma herzubeichten; allein sie bat mich, sie iezt mit einer Erklärung zu verschonen, und sie erst zu ihren Aeltern bringen zu lassen. So wenig diese Aeußerung meiner ungeduldigen Liebe angemessen war, so schnitt sie mir doch nicht alle Hoffnung ab, und ich war vor der Hand mit dieser Antwort schon zufrieden. Ich ließ, um ihren Willen zu erfüllen, sogleich Postpferde bestellen, und sie, unter Begleitung meines Bedienten, zu ihren Aeltern bringen, wo sie auch glüklich angelangt ist.

So mußte ich denn wider alles Vermuthen noch das Werkzeug seyn, das Helenen aus den Händen ihres Verführers rettete, und meine Liebe, die ich doch nicht hätte unterdrükken können, hat noch die Hoffnung, glüklich zu seyn. O Sturz, ich bin so voll Vergnügen, daß ich mich nicht zu lassen weiß. So wohl war mir lange nicht! Wenn nur erst mein Geschäfte zu Ende wäre, daß ich hin nach Sommerhayn fliegen könnte. Doch vielleicht ist es gut für mich, wenn ich dem guten Mädchen Zeit zur Erhohlung lasse. Wie will ich mich freuen, wenn ich das liebe Kind noch heimführe! Und Sie werden sich mit mir freuen? — Das versteht sich, denk ich.

Helenens Geschichte übrigens werden Sie zu andrer Zeit erfahren.

Hundert und neun und sechzigster Brief.

Karl Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich stehe noch immer mit meiner Frau in dem vorigen Verhältnisse, und kann die Ursache ihrer Sinnesänderung schlechterdings nicht erfahren, noch ergründen.

Sie setzen in mich das Mißtrauen, daß ich vor meiner Verbindung eine Bekanntschaft gehabt haben möchte, die meiner Frau hinterbracht, und worüber sie kalt gegen mich geworden wäre; aber glauben Sie mir daß ich Ihnen auf das heiligste zuschwören kann, nie in meinem ganzen Leben eine andere Neigung gefühlt zu haben, als die Liebe zu meiner Frau. Wenn dieß an ihrem Kaltsinne Ursache ist, so kann ich meine Unschuld gewiß hinreichend beweisen. Sprechen Sie doch nur ein Väterliches Wort, und bewegen sie, daß sie sich mir entdekt. Die bisherige Lebensart darf doch warlich nicht beständig dauern. Es ist wahr, ich kann nicht klagen, daß mich meine Frau beleidigte, aber Ihre Kälte und offenbar gezwungenen Gefälligkeiten kränken mich mehr als wirkliche Beleidigung. O wenn Sie, lieber Vater, uns besuchen könnten, vielleicht stellten Sie den Frieden zwischen uns wieder her.

Ist es Ihnen möglich so säumen Sie nicht, ehe meine Ruhe unwiederbringlich verlohren gehet.

Hundert und siebenzigster Brief.

Der Kammerrath Heym zu Reinhardtsroth an den Regierungsrath Hellbig zu Arnswalde.

Denk den verteufelten Streich, Bruder, Redlich hat bey dem Fürsten wieder durchgedrungen, hat sich weißgebrennt, und ist nun mit Vermehrung seines Gehalts und Charakters an seinem alten Orte. Möchte man da nicht für Wuth schäumen? Und was das allerschlimmste ist, so hat er entdekt, daß ich der Urheber seines Falles war, ob er sich gleich davon gar nichts merken läßt und so freundlich gegen mich thut, als wenn er von nichts wüßte. Aber diese Freundlichkeit kenne ich schon. Er wird darauf umgehen, sich an mir zu rächen; denn das weiß unser einer gar gut, daß man nach Hofmanier nie gegen einen Menschen freundlicher ist, als wenn man ihn am meisten hasset und an seinem Untergange arbeitet.

So wenig ich mich sonst für etwas gefürchtet habe, so sehr geht mir doch das Ding im Kopfe herum. Denn beym Teufel, er ist nahe um den Fürsten, und hat iezt mehr Gewalt über ihn, als iemals. Ich muß mich schon zu etwas entschließen, das ich vielleicht sonst nicht gethan haben würde.

Aber

Aber was kann das alles helfen! Wir sind uns doch wohl selbst die nächste Treue schuldig. Wisse daher, daß ich etwas wichtiges ausführen werde.

Ich muß Dir sagen, daß ich einen neuen Gehülfen habe, den mir das günstige Schiksal nur so von ungefähr zugeführet hat. Einen Kerl, mit dem ich den Dieb vom Galgen wegstehlen wollte, und der noch überdieß das Gute an sich hat, Lindenfelden und seinetwegen auch dem Hofrath Redlich so gram zu seyn, wie einer Eidexe. Nur muß ich dafür sorgen, daß er gut bezahlt wird, denn er ist eine blutarme Haut. Da wirst Du denn schon einen Beytrag thun müssen, Alter, hörst Du? Dafür verspreche ich Dir auch, daß ein Hauptstreich ausgeführt werden soll, der uns aller fernern Rache überheben wird. Ich weiß schon daß Du einwilligest, und verspare die Ausführung meines Proiekts nicht bis auf Deine Antwort. Dir ist ia so viel, wie mir, an dem Untergange unsers gemeinschaftlichen Feindes gelegen.

Hundert und ein und siebenzigster Brief.

Friederike Hellbig zu Arnswalde an den Hofrath Redlich zu Uttenhof.

Ich habe endlich nach Ueberwindung vieler Widersprüche meines Herzens, Ihrem Rath gefolgt und meinem Manne die ganze Sache entdekt, aber ich bin drum nicht besser dran. Er läugnet alles, und dieß um desto kühner, weil ich gleich die Thorheit beging, ihm zu sagen, daß ich nicht wisse, wo sich das Mädchen aufhalte. Vermuthlich steift er sich darauf, daß er glaubt, mir sey unmöglich, ihn zu überweisen, und daraus erkenne ich noch mehr als vorher, wie schwarz es in der Tiefe seines Herzens aussehen muß. Hätte er mir die Sache gerade zu gestanden, so würde ich noch immer mehr Achtung gegen seinen Charakter haben, so schändlich auch sein Vergehen ist; aber bey dem standhaften Läugnen einer Handlung, die gewiß in ihrem ganzen Umfange gegründet ist, muß ich alles Vertrauen zu ihm ganz verlieren. —

Wie habe ich doch so abgeschmakt gehandelt, daß ich mir von dem Mädchen nicht sagen ließ, wo sie sich hinwenden würde. Wie schön wäre es doch iezt, wenn ich ihm den lebendigen Zeugen seiner Bosheit aufstellen könnte! O mein gan-

zes Leben ist nun vergiftet! Einen Mann, der solche Schandthaten verüben, der ein Mädchen, unter solchen Versprechungen, um ihre Unschuld bringen, sie dann ganz verlassen, und noch oben drein mit frecher Stirne von Unschuld reden kann, den Mann zu lieben? — Dawider empört sich mein Herz. Ich muß gehen und weinen.

— — —

Wollen Sie einen neuen Zug von der ausgelernten Bosheit meines Mannes sehen? Ich kann Ihnen damit dienen. Gleich iezt, wie ich von dem unvollendeten Briefe an Sie aufstand, um meinem beklemmten Herzen durch Thränen Luft zu schaffen, pochte iemand an meiner Thür. Als ich nachsah, wer es sey, stand ein unbekannter Mann da, der mir, ohne ein Wort zu reden, einen mit Geld beschwerten Brief gab, und sogleich wieder wegging. Ich riß das Siegel auf, weil ich nicht begreifen konnte, wer auf so Geheimnißvolle Art an mich Briefe abzufertigen hätte, und denken Sie! — es war ein Schreiben, das im Nahmen des von meinem Manne verführten Mädchens an mich abgefaßt war. Hier ist es.

Sabine Herrmännin an Friederike Hellbig zu Arnswalde.

Ich eile, Sie aus einem gefährlichen Irrthume zu reißen, in den ich Sie, obgleich ganz ohne meine Schuld, gebracht, und wodurch ich Ihnen vielleicht schon viele traurige Stunden verursacht habe. Mein Verführer ist nicht Ihr Mann. Ein anderer, von dem ich irrig glaubte, daß er in Arnswalde wohnte, ist es. Ich habe gestern auf meiner Reise meinen Verführer angetroffen und aus seinem Munde selbst vernommen, daß ich an Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl Unrecht gethan habe. Verzeyhn Sie mir meinen Fehler und nehmen Sie die heilige Versicherung von mir an, daß ich Ihren Mann nicht einmal kenne, geschweige Ansprüche auf sein Herz zu machen habe.

Wenn ich Ihnen nur nicht schon viele mißvergnügte Stunden gemacht habe! Ich würde dieß mit den heisesten Thränen beklagen, so unschuldig ich bey der Sache bin.

Zugleich lege ich die, mir von Ihnen so gütig geschenkten zwölf Louisd'or wieder bey. So sehr ich Mangel leide, so würde doch dieß Geld meine Lage nicht erleichtern können, weil ich es für einen wahren Diebstahl halten müßte, wenn ich es behalten sollte.

Leben

Leben Sie wohl, und wenn Ihnen meine Erzählung bisher mißvergnügt gemacht hat, so genießen sie nun desto mehr Freude in dem Gedanken, daß Ihr Gemahl der Bösewicht nicht war, zu dem ich ihn unschuldiger Weise gemacht habe.

— — — —

Und da denkst du denn, lieber Mann, deine Frau wäre so gar kurzsichtig, als daß sie deine Kunstgriffe nicht merken sollte, durch die du sie von neuem zu bethören denkest? — Denkst, sie würde nicht muthmaßen, daß dieser Brief erdichtet, und ganz aus deiner eignen Feder geflossen sey? O da hättest du alles wahrscheinlicher machen sollen. Warum hat das Mädchen nicht einmal den Ort ihres Aufenthaltes in ihrem Briefe gemeldet, und wie ist es denn möglich, wenn der Besitzer unsers Gartens ihr Verführer war, daß sie dich mit einem andern verwechseln sollte? Hat denn etwa noch iemand außer Arnswalde Antheil daran? Lege du nur immer die zwölf Louisd'or bey, du wirst mich drum nicht zutraulicher machen. Kurz dein Plan geräth dir nicht, so künstlich er nach deiner Meinung ausgedacht war. —

Aber kennen Sie größere, ausstudirtere Bosheit, lieber Vater? Ich nicht! O wenn ich doch nie ein Herz gehabt hätte, das einer Empfindung

dung gegen diesen Mann fähig gewesen wäre. Wie weh ist mir! Ich begehrte gern Rath und Trost von Ihnen, wenn sich eins oder das andere unter meinen Umständen denken ließe. — Was werde ich noch anfangen!

Hundert und zwey und siebenzigster Brief.

Simon van der Hardt zu Latterberg an Günther Kottwitz zu Reinstein.

Sagen Sie mir nur, ob nicht der leibhaftige Teufel, um mich zu turbiren, aus seinem Loche gekrochen ist! Da bin ich wieder von neuem um Helenen geprellt und zwar auf so eine schändliche Art, daß ich noch wohl gar Verantwortung von meiner Entführung habe. Denk ich doch, sie sey noch so wohl verwahrt, gebe mir die Mühe und kauf ein eignes Häuschen mitten im Walde, wo der Satan seine iungen nicht suchen sollte, sperr sie dahin ein und gebe ihr ein Paar eigne Aufseher und der Diebeshenker schmeißt einen Schurken vom Hofrath dahin, der eigentlich Gränzen beziehen will und meine Caiüte ausstöbert, wozu er doch gewiß kein Commissoriale aufzuweisen hat. Weiß der Henker, was der Kerl davon gehabt hat, daß er hingeht und mit Hülfe der Gerichte Helenen und ihre Bewahrer in der Nacht abholt, kurz, wie Simon van der

Hardt ankommt, ist das Haus verschlossen und die Vögel sind ausgeflogen. Erst dachte ich, der Teufel hätte meine Wächtrr geblendet, daß sie das Mädchen hätten gutwillig laufen lassen, und nun aus Furcht vor mir abgepatscht wären; aber ich erfuhr bald in dem nächsten Dorfe, daß meine beyden Getreuen in den Klauen des Amtmanns wären.

Ich marschirte zu dem Salpater und dachte wenn ich ein bischen barsch thäte, daß ich die Arrestanten wieder los bekommen würde; aber ich habe mich schändlich betrogen. Der Kerl schwadronirte von dem Hochverpönten crimine raptus, von Inquisitionen, Confrontationen und Requisitionen und kam mir so impertinent, daß ich die hundsfüttsche iurisprudentiam gern eine halbe Stunde herum gefuchtelt hätte, wenn ich mich nicht vor einer Menge Bauern, die sich da auf dem Amtssaale herum trieben, gefürchtet hätte. Kurz ich mußte abziehen und konnte nichts ausrichten. Neben her hörte ich auch noch von viertausend Thalern, die meine Hausbewahrerinn sollte gestohlen haben und was des Dinges mehr war.

Der Teufel wird doch den vertrakten Amtmann nicht reiten, daß er den Kram dem Regimente auf die Nase heftet! — Da könntest du was zu baden kriegen, Simon van der Hardt. — Doch es steht ia nichts davon in den Kriegs-Artikeln, daß man kein Mädchen verführen soll.

Mich

Mich ärgert nur mein hübsches Geld, das mich die Griefe kostet, und daß ich nichts dafür genossen habe! Ich weiß auch gar nicht, warum ich mir nicht gleich die Umstände zu Nutze machte, da ich sie auf dem Pferde so gelegentlich hatte! Hundert Faustschläge habe ich mir schon für mei= Dumheit an meinen Hirnkasten gegeben. Möchten Sie doch dann immer das Mädchen haben und sie sieden oder braten. Denn das war so meine Absicht nicht, sie zu behalten; ich würde sie schon ihrem alten schwarzen Krippenkökker wieder zuspedirt haben, wenn ich ihrer satt gewesen wäre. —

Und daß ich nicht wenigstens einen Tag eher kam und den Gränzbegukker da in dem Walde antraf. Ich wollte dir schon eins auf die Mütze gegeben haben, daß du künftig nicht mehr nach Mädchen gesehen hättest, wenn du auf die Zeichen an den Gränzsteinen deine verteufelten Klotzen richten solltest. — O ich möchte mich spiessen lassen für Bosheit! —

Nach Hause muß ich nun, da hilft nichts dafür, da will ich der Sache doch ein bischen vorarbeiten und auch gleich hören, was es mit dem Dinge seyn soll, wovon Sie mir geschrieben haben. Doch gehe ich erst zum Regiment, und wenn Sie etwas zu schreiben haben, so schikken Sie den Brief in mein Stand=Quartier nach Friedrichshofen.

Hundert und drey und siebenzigster Brief.

Auguste Lauerstädt zu Aue an den General von Gederborn zu Friedrichshofen.

Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß eine arme und hülflose Person sich vor Ihnen niederwerfen, Ihr Ansehen zu ihrer Rettung aus dem Mitleidungswürdigsten Zustande anflehen und um Ihren Schuz gegen einen Bösewicht bitten darf.

Ich bin ein armes Mädchen, das seiner Aeltern frühzeitig beraubt und nach dem Absterben derselben in das Haus eines weitläuftigen Verwandten gekommen und da unterhalten worden ist. Mein Anverwandter hat mich auf das beste erzogen und wahre Vaterstelle bey mir vertreten, ich bin auch bis zu meinem siebenzehenten Jahre den Weg der Tugend gewandelt, so vielen Lokkungen, davon zu weichen, ich auch widerstehen mußte. In diesem meinem unglüklichen Lebensiahre aber kam die Stunde, in der ich meine ganze zeitliche Glükseligkeit verscherzte.

Ein Officier, der sehr oft zu meinem Vater zum Besuche kam, wußte mich so für sich einzunehmen, daß mein, so oft mit guter Wirkung bewachtes Herz, seine Freyheit verlohr. Er merkte bald, daß er mich gefangen hätte, mogte aber vermuthlich glauben, daß ich meinen, von

Ju=

Jugend auf mir eingeprägten, ihm wohlbekannten tugendhaften Gesinnungen treu bleiben würde, und wagte es nie, mir eine verwerfliche Anmuthung zu thun. Er suchte nur bey aller Gelegenheit, meine Zärtlichkeit gegen ihn reger und lebhafter zu machen, und weil er endlich merkte, daß er seinen Entzwek erreicht hatte und von meiner Liebe gegen ihn überzeugt war, trug er mir seine Hand an und versprach, mich zu heyrathen. Nur bat er sich dabey aus, daß ich seine Verbindung mit mir geheim halten müsse, weil er noch zur Zeit, nach einem Gesetze bey der Armee, sich nicht verehligen dürfte, auch noch einen Vater hätte, dessen Einwilligung er schwerlich erhalten würde, und daher grossen Verdruß erwarten müßte, wenn sein mir gegebenes Versprechen an den Tag käme. Ich trug kein Bedenken, in beydes meine Einwilligung zu geben, und pries die Vorsicht über mein, allem Anscheine nach, herrliches Schiksal. Es verging eine geraume Zeit und mein Bräutigam betrug sich gegen mich, als der zärtlichste Liebhaber, doch auf die tugendhafteste Art.

Einst besuchte er mich in einem ganzen Monate nicht, und da ich schon anfing an seiner Redlichkeit zu zweifeln, erhielt ich folgenden Brief von ihm.

„Glauben Sie nicht, himmlische Auguste, daß ich Sie etwa vergessen hätte, weil ich so lange nicht zu Ihnen gekommen bin. Gern würde ich meine vormaligen Besuche fortgesezt haben, wenn mich nicht der plözlich erfolgte Tod meines Vaters, auf dessen Güter, die ich sämmtlich erbe, gerufen hätte. O mit Freuden wollte ich zu Ihnen eilen, wenn meine Gegenwart iezt nicht durchaus hier nöthig wäre."

„Nun ist ein Stein, der unsrer Verbindung im Wege lag, weg, der andre kann freylich nicht eher bey Seite geschaft werden, als bis ich wenigstens zum Staabs-Capitain avancire. Aber ich denke, es wird dazu auch Rath werden. Nur ist mir und meinem Herzen wehe, daß ich Sie so lange soll warten lassen. Ich habe Ihnen daher einen Vorschlag zu thun, und hoffe, Sie werden denselben genehmigen. Ich will Sie auf meine Güter abholen, mich mit Ihnen durch meinen Prediger in der Stille trauen lassen, und dann versparen wir die Bekanntmachung unsrer Verbindung, bis mich kein Gesez mehr hindert, im Ehestande zu leben. Genehmigen Sie dieß, so bitte ich mir nur einige Zeilen Antwort aus, und in vier Tagen wird Sie am Abend um neun Uhr ihr Verlobter mit einer Chaise an dem Thore des großen Gartens erwarten.

ten. Denn das will ich noch bitten, daß Sie die Sache vor Ihrem Pflegevater geheim halten, und, ohne etwas zu sagen, weg gehen, weil ich ihm gern eine unerwartete Freude machen, und ihm dann, wenn er glaubt, Sie verlohren zu haben, zu mir abholen lassen, und mich ihm mit Ihnen vorstellen will. Stehn Sie nicht an, Engel, mir meine Bitte zu gewähren! Ich bete Sie dafür mit der größten Zärtlichkeit bis an meinen Tod an."

„Ich armes, unerfahrnes Mädchen, von der alles Falsche entfernt war, und das sich gar keinen Gedanken einkommen ließ, daß ein Verräther so schreiben könnte, war äußerst froh über diese Nachricht, und sagte meinem geliebten Bräutigam alles zu. Am vierten Tage darauf ging ich, ohne das geringste im Hause zu sagen, um die bestimmte Stunde auf den beschriebenen Platz, und fand meinen Geliebten auch mit der Chaise schon warten. Wir sezten uns ein, und mit einem nie gefühlten Vergnügen und unter den angenehmsten Vorstellungen der glüklichsten Zukunft fuhr ich davon. Wir kamen am andern Tage des Abends an einem einzelen, auf einem Berge liegenden schönen Hause an, und mein Bräutigam führte mich unter tausend Liebkosungen hinein. Es kamen uns am Eingange des

Hauses zwey Bedienten entgegen, und als wir eintraten, wurden wir von einem Geistlichen empfangen."

„Ich ward in das unterste Zimmer geführt, wo alles erleuchtet, und ein Tisch bereitet war, vor dem, wie mir mein Bräutigam sagte, unsre Trauung sogleich vor sich gehen sollte. Wir nahmen nur einige Erfrischungen zu uns, und nun führte mich der Edelmann zu dem Tische, an dem der Priester schon bereit war, sein Amt zu verrichten. Die Sache ging mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten vor sich, ich sezte mich dann mit meinem nunmehrigen Manne und dem Geistlichen zu Tische, und speisete so vergnügt, wie ich nie gethan hatte. Der Priester verließ uns gleich nach dem Essen, und ich trug kein Bedenken, mich meinem angetraueten Gatten ganz zu überlassen. Lezterer schrieb gleich am andern Morgen, unter meinen Augen, einen Brief an meinen Pflegevater, worin er ihm unsere Verbindung meldete, und schikte die Chaise ab um ihn abzuholen. Diese kam zwar nach einigen Tagen leer zurük, doch wieß mir mein Mann einen Brief von meinem Wohlthäter, worin er seine Einwilligung in mein Glük mit Freuden gab und versicherte, uns so bald zu besuchen, als es eine ihm plözlich zugestoßene Unbäßlichkeit zulassen würde.

Wir

Wir lebten hierauf gegen vier Monat ganz vergnügt mit einander, mein Mann verließ mich nur selten einige Tage.

Endlich ward mir doch die Zeit zu lang, ehe ich meinen Pflegevater sprach, und ich bat meinen Gemahl, daß er für dessen Hierherreise sorgen möchte. Er sagte es mir zu, und versprach selbst hinzureisen und ihn abzuholen, machte auch sogleich Anstalten dazu und fuhr am folgenden Morgen weg. Ich nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, und zählte die Stunden auf seine Rükkunft.

Gegen Abend kam der eine Bediente, und bat mich, ihm hinauf in das oberste Stok zu folgen, wo er mir, auf Befehl seines Herrn, ein unerwartetes Präsent überreichen sollte. Ich folgte dem Menschen nach, er führte mich ganz oben hinauf, und schloß eine Thür zu einer im hintern Gebäude befindlichen Kammer auf, und bat mich, hinein zu gehen. Ich vermuthete einen Scherz meines Mannes und ging lachend hinein, kaum aber hatte ich den zweyten Fuß über die Schwelle gesezt, als der Bediente, nachdem er ein Licht hingesezt hatte, die Thür hinter mir zuschlug und, wie ich hörte, mit einem Schlosse verwahrte.

Ich begriff den ganzen Vorgang auf keine Weise, rief dem Kerl zu, was das seyn sollte, und befahl ihm, mir gleich aufzumachen. Er antwortete mir aber mit höhnischer Stimme: ich hätte nun ausbefohlen, und ich sollte mich nun darein schikken lernen, es mir in diesem Zimmer gefallen zu lassen. Ich schrie, ich weinte, ich bat, aber alles umsonst; der Bediente ging weg und ich mußte zurükbleiben. Nun sah ich mich in meinem Kerker um, ob ich zu einer Oeffnung hinaus um Hülfe rufen könnte, es war aber nicht möglich, weil die wenigen engen Oeffnungen, wo das Tageslicht herein fiel, zu hoch oben waren.

Ich ward nun erst gewahr, daß da ein Bettchen und neben dran ein Tisch stand. Unmuthig warf ich mich auf das Bette und mir fiel ein auf dem Tische liegender Brief in die Augen. Ich griff begierig darnach und fand, daß die Aufschrift von meines Mannes Hand und an mich gerichtet sey. Hastig riß ich ihn auf, und — welche Betäubung meiner Sinne erfolgte, als ich diese Zeilen las:

„Hast Du im Ernste geglaubt, daß sich ein Mann von meinem Ansehn und Vermögen mit einem armen Mädchen verheyrathen würde, so bist Du freylich in Deiner Hoffnung sehr betrogen worden; aber mir darfst Du keine Schuld

bey-

beymessen, sondern Deine wenige Weltkenntniß und Dein Stolz hat Dich in den Zustand gesezt, der Dir vielleicht iezt nicht angenehm ist. Du must wissen, daß Du nichts weniger als eine mir Angetrauete bist, denn der Geistliche war einer meiner Bedienten, der einstweilen die Kutte anlegen mußte. Gib nur heute noch auf den Kerl Achtung, der Dir Dein Abendessen bringen wird, und Du wirst in ihm sogleich den Pfaffen erkennen, der Dich nach Deiner Einbildung mir angetrauet hat. Mich bekommst Du in Deinem Leben nicht wieder zu sehn, das darfst Du indessen auf mein Wort glauben, bis Du die Erfahrung von dieser Versicherung wirst gemacht haben."

„Hättest Du mir nicht von Deinem Pflegevater vorgewinselt, so würdest Du die Ehre einige Monate länger genossen haben, die gnädige Frau zu spielen; so aber mußte ich bey Zeiten Deine Rolle endigen. Immer gib Dich darein, in dem Kämmerlein wo Du nun bist, bis an Dein seliges Ende zu harren. Abgehen soll Dir an Speise und Trank nichts, Du müßtest Dich denn gar zu ungebärdig stellen, und dann hast Du Dir es selbst zuzuschreiben, wenn Dir der Brodtkorb eine Spanne höher gehängt wird. Lebe so wohl, wie Du kannst!"

Der Schmerz ist mit nichts zu vergleichen, den ich nach Lesung dieses Briefes empfand. Ich rang voll Verzweiflung die Hände und lag bald auf den Knieen, bald wand ich mich auf der Erde herum, wie ein getretner Wurm. Ich hatte so in dem wüthendsten Jammer zugebracht, als ich iemand kommen hörte. Es war wirklich die nähmliche Person, die mich mit dem Edelmanne copulirt hatte, iezt aber in der Livrey ging, und brachte mir mein Abendessen. Ich bat ihn, es gleich wieder mit zu nehmen, weil ich doch nichts anrühren würde, er sezte es aber gleichwohl hin, und verließ mich, ohne ein Wort zu reden, mit bittern Hohnlächeln.

Ich ließ das Essen stehen, warf mich auf das Bette und badete mich in Thränen.

Stellen Sie Sich, gnädiger Herr, meinen Jammervollen Zustand vor! So hintergangen zu seyn und unter diesen Umständen noch zu fühlen, daß ich einen künftigen Zeugen meines gränzenlosen Elendes unter meiner Brust nähre! Das zu tragen wollte meinen Schultern zu schwer werden.

Unter unzähligen Thränen und den erbärmlichsten Klagen brachte ich die Nacht schlaflos hin. Am andern Morgen früh kam der Kerl wieder und brachte mir abermals stillschweigend ein

Kännchen mit Kaffee. Ich wagte es, ihn zu bitten, daß er mich möchte entwischen lassen, und versicherte ihn, daß ich weit weggehen und ihm keinen Verdruß verursachen wolle: er lachte mir aber ins Gesicht und ging ohne Antwort weg. Nun sah ich wohl, daß keine Rettung für mich sey, und flehete Gott um Beystand und Geduld an.

In dieser schreklichen Einsamkeit brachte ich sieben Monate zu, ohne iemand weiter zu sehen, als den Bösewicht, der sich hatte gebrauchen lassen, mich zu betriegen, der aber nie ein Wort mit mir redete.

Ich will Ihnen mein Leben, das ich diese schreklichen Monate geführt habe, nicht beschreiben, denn ich müßte Ihnen lauter einförmige Dinge sagen, weil ein Tag dem andern an Elend gleich war. — Nach Verfluß dieser Zeit fühlte ich, daß meine Niederkunft heran nahe. In der Hoffnung, daß ich dieselbe wegen meiner großen Entkräftung nicht überleben würde, sah ich diesem Zeitpunkte mit einem Vergnügen entgegen, dessen mein abgemattetes Herz nur immer fähig war. Ich verschwieg die mich bereits überfallenden Geburtsschmerzen und wollte keine Hülfe haben: der Kerl aber, der zu meiner Abwartung bestimmt war, merkte meine Umstände

und brachte mir unvermuthet ein Weib, das mir bey meiner Niederkunft beystehen sollte. Es war eine Kreatur ganz von derienigen Physiognomie, die der Dienerinn eines Bösewichts entsprach. Ich konnte mich schlechterdings zu keinem Vertrauen gegen dieses Weib herablassen, doch ließ ich mir endlich, des Menschen wegen, den ich zur Welt bringen sollte, ihre Behandlung gefallen.

Es ging alles weit glüklicher vor sich, als ich geglaubt und gewünscht hatte. Ich ward von einem Knaben entbunden und befand mich ganz leidlich. In dem Anblikke dieses Kindes fand ich einen Trost, der mir auf die Zukunft Minderung meiner Leiden versprach; aber auch diese Stütze in meinem Elende ward mir entrissen, denn nach vierzehn Tagen, trug der Bediente das Kind unter dem Vorwande, daß es sein Herr sehen wollte, hinweg und es ist mir nicht wieder vor die Augen gekommen. Das Weib, das die Stelle einer Hebamme bey mir versehen hatte, stellte sich, als ob sie nicht wüßte, wo der arme Wurm hingekommen sey, besuchte mich noch einige Zeit und kam dann auch nicht mehr.

So war ich nun wieder ganz in der düstersten Einsamkeit, meine Leiden verneuerten sich, und drey ganze Jahre mußte ich in meinem Kerker zubringen, ohne die geringste Arbeit und den

gering-

geringsten Zeitvertreib zu haben. Nun nahete sich aber meine Erlösung.

Ich hörte in einer Nacht Lärm im Schlosse, ohne vermuthen zu können, was er zu bedeuten hätte. Es war überall ein lautes Reden, das durch alle Zimmer und Behälter ertönte. Ich kleidete mich sogleich an, und horchte an der Thür, ob es nicht auch in die Gegend meines trübseligen Aufenthalts kommen wollte. Mein Herz pochte mir über die Ahndung, die mich einnahm, daß ich vielleicht bald aus meinem Gefängniß erlöset werden würde. Das Getöse kam auch nahe zu meinem Behälter, ich konnte iezt ganz deutlich reden hören, und vernahm, daß man verborgene Rekruten suchte. Aber wider mein Vermuthen blieb mein Kerker unentdekt und ich nahm wahr, daß die vorhandenen Personen sich wieder von der Gegend meines Aufenthalts entfernten.

Mir ward wieder äußerst weh um mein Herz und der ängstliche Wunsch, diese, vielleicht nie wieder vorkommende Gelegenheit zu meiner Befreyung zu benutzen, trieb mich zu einer Art von Wuth, meinen Tisch an die Seite der Kammer, wo eine Oeffnung in das Innere des Schlosses ging, zu schieben, dahinauf zu springen und aus vollen Kräften um Hülfe zu rufen.

Meine

Meine Bemühung war nicht umsonst. Ich hörte bald Personen zurükkommen und laut rufen, wer sich da aufhalte? Ich rief ängstlich und laut um den Ort meines Aufenthalts zu bezeichnen und bald war eine Person an der Thür und fragte, wer hier wäre? Mit Weinen antwortete ich: „eine Unglükliche, die hier schon vierthalb Jahre eingeschlossen ist und ihrem Erretter auf den Knieen danken wird.“ Ehe ich mich's versah, war die Thür aufgeschmissen und zwey ansehnliche Personen, die, wie ich nachher erfuhr, zwey Amtleute aus der Nachbarschaft waren, kamen zu mir herein. Ich erzählte Ihnen mit wenigen Worten mein Schiksal, und sie nahmen mich mit sich hinweg. Ich erfuhr nun, daß mein Verführer wegen begangener Untreue beym Werbegeschäfte und weil er so gar Leute außer Landes geschaft hatte, angeklagt und deshalb in dem Schlosse die Haussuchung veranstaltet worden wäre.

Meine beyden Engel, das waren diese Männer, brachten mich heraus, ohne daß mich iemand von den Leuten des Edelmanns wäre ansichtig geworden, und ich fuhr in ihrer Kutsche mit ihnen weg. Der eine derselben, der Amtmann Ludwig zu Aue, nahm mich mit sich hierher, und als ich ihm mein Schiksal weitläuftiger er-

öffnet

öffnet hatte, gab er mir den Rath, mich an Sie, gnädiger Herr, zu wenden, und Genugthuung von einem Bösewicht zu suchen.

Ich thue dieß also hiermit und flehe Ew. Excellenz um Barmherzigkeit desto flehentlicher an, iemehr ich nach eingezogener Erkundigung erfahren habe, daß mein Verwandter, der mein Pflegvater war, gestorben ist und ich nun ganz ohne Stütze, ohne Vermögen und ohne Freund in der Welt bin.

Simon van der Hardt, ein Capitain bey Ihrem Regimente, ist mein Verführer, und soll Vermögen genug haben, um mich dem Mangel entreissen zu können, und Ew. Excellenz haben, wie ich versichert worden bin, Gerechtigkeitsliebe genug, ihn dazu anhalten zu lassen.

Ich flehe nochmal um diese Barmherzigkeit und bin u. s. w.

Hundert und vier und siebenzigster Brief.

Der Hofrath Redlich zu Uttenhof an Karl Hellbig zu Arnswalde.

Ich war auf dem Wege, um Sie zu besuchen, um zwischen Ihnen und Ihrer Frau die Einigkeit herzustellen, als ich unvermuthet von einem Bettler, der mich um eine Gabe ansprach, während daß ich ein Stük Geld für ihn suchte, mit einer Pistolenkugel verwundet ward. Glüklicher Weise ist der Schuß, der vermuthlich auf meine Brust gerichtet war, zu hoch und durch die linke Schulter gegangen, daß ich also den Verlust meines Lebens nicht befürchten darf, gleichwohl hat mich dieser Vorfall genöthiget, wieder zurük zu kehren, weil ich zumal noch nicht weit von Uttenhof weg war. Meine Bitte ist nun, daß Sie mit Ihrer Frau hierher zu mir kommen. Ich hoffe, es wird Sie nichts davon abhalten, und ich erwarte Sie nächstens.

Hun=

Hundert und fünf und siebenzigster Brief.

Aemilie Lindenfeld zu Sternheim, an Reginen Müllerin zu Sommerhayn.

Gott, welches Unglük hat mich betroffen, liebe Mutter! Ach hätte ich Ihren Warnungen zu rechter Zeit gefolgt und die Leidenschaft ienes iungen Menschen mit mehrerem Ernste zurük gewiesen! Stellen Sie sich die traurige Geschichte vor, die Sie iezt von mir hören werden, ganz mit allen Ihren Schrekken vor, und urtheilen Sie dann, wie mir zu Muthe seyn muß.

Gestern Nachmittags war der iunge Rosenfels, wie gewöhnlich, bey mir und seiner Schwester auf dem Zimmer. Er war mehr als iemals in seine unglükliche Leidenschaft vertieft und hatte einen Brief an mich geschrieben, der voll Ahndungen seines nahen, an diesem Tage ihm bevorstehenden Todes war. Der edle Jüngling hat mich immer gedauert und in dieser Stunde hatte ich vorzüglich Mitleiden mit ihm. Ich bat ihn, sich neben mich zu setzen und suchte ihn mit den freundschaftlichsten Blikken aufzuheitern, und seine Leiden zu erleichtern. Er war voll Dank über mein Mitleiden; aber dieß vermogte doch nicht, die Züge der Melancholie aus seinem Gesichte wegzuwischen, und sein Tiefsinn nahm mehr zu,

als ab. Er ergriff endlich meine Hand und küßte Sie mit solcher Hastigkeit, daß ich darüber erschrak und sie zurükzog. —

„Wollen Sie mir diese kleine Gefälligkeit versagen?“ stammelte er zu mir mit Thränen in den Augen. „O thun Sie es nicht, bald werde ich keine Bitte mehr an Sie thun können.“

Er sprach dieß mit solcher Rührung, daß es mir durch das Herz ging. Ich reichte ihm meine Hand wieder hin, weil ich in einer solchen Kleinigkeit kein Verbrechen zu begehen glaubte. Mit Wehmuth drükte und küßte er sie, ohne ein Wort zu reden. Ich saß, äußerst gerührt, neben ihm, und hätte das Beste was ich habe darum gegeben, wenn ich den unglüklichen Menschen aus seinem fürchterlichen Zustande hätte retten können.

Plözlich öffnete sich die Thüre und mein Mann stürzte, mit gespannter Pistole in der Hand, herein und auf mich zu.

„Ha“ schrie er „Ungetreue, treffe ich dich so in Gesellschaft deines Verführers an, du must von meiner Hand sterben.“

Er richtete, ohne daß ich mich vor Schrekken von der Stelle hätte bewegen können, die Pistole auf meine Brust, indem er sie aber losdrükte, riß sie Rosenfels mit den Worten:“ „ich

bin

bin der schuldige Theil" auf sein mit Wuth entblößtes Herz, die Kugel traf ihn, und er stürzte zu meinen Füssen nieder.

Gott was war das für ein Auftritt! Alle Personen im Hause kamen zusammen und es erhob sich das Jammervollste Geschrey. — Mein Mann eilte schäumend wie ein Wahnsinniger zurük und ergriff die Flucht. Rosenfels aber ward ohne Kennzeichen des Lebens auf sein Zimmer gebracht. Die Verzweiflung, mit der ich iezt rang, kann ich Ihnen nicht beschreiben; keine Feder eines Menschen vermag das. Den armen unschuldigen Jüngling einen so gewaltthätigen, frühen Tod sterben zu sehen und einen vorsäzlichen Mörder zum Manne zu haben — legen Sie die Welt auf mich, sie kann mir nicht schwerer seyn, als diese Gedanken.

Habe ich, hat er denn ein Verbrechen begangen, rief ich unzählige Mahle in gänzlicher Trostlosigkeit? Ist es Sünde Freundschaft gegen einen Menschen haben, und ein menschliches Herz bey seiner Schwachheit schonen? Habe ich ie einen sträflichen Gedanken bey meiner Zärtlichkeit gehabt?

Versunken im Namenlosen Jammer fiel ich endlich dahin und ward ohnmächtig. Kein Mensch kam auf das Zimmer, denn alle waren bey Ro-

senfels, und ich blieb so hülflos liegen bis gegen Abend. Hier brachte mich iemand wieder zu mir selbst, und, als ich die Augen aufschlug, sah ich eine mir unbekannte Person vor mir stehen, die mir einen Brief von meinem Manne gab, und mich sogleich wieder verließ. Lange hatte ich nicht so viele Gewalt über mich, daß ich mich entschließen konnte, ein Schreiben von der Hand eines Mörders zu lesen, endlich überwand ich mich doch und erbrach den Brief. Hören Sie den Innhalt!

Karl Lindenfeld an Aemilien Lindenfeld.

„Hoffest Du vielleicht, Ungetreue, daß ich die That, Deinen Verführer ums Leben gebracht zu haben, bereuen soll? — Siehe, da irrst Du Dich sehr! Ich freue mich der süßen Rache! Hörst Du? ich freue mich! — O ich habe Deine verwerfliche Aufführung in Mühlstrom erfahren, und ein unwiederlegbarer Zeuge davon, ein Brief an Deinen guten Jüngling, worin Du ihm Dein ganzes Herz schenkst und ihm ewige Liebe zuschwörst ist in meinen Händen. Wüßte ich nicht ganz gewiß, daß Deine eigne Hand ihn so gewiß geschrieben hat, als ich diese Zeilen hier an Dich schreibe, so würde mich die Eifersucht nicht einen so weiten Weg zur Rache geführt haben.

ohl mir, daß ich sie vollendet habe, und nun lasse ich Dich auf ewig."

„Ha! Was ist demüthigender als ein ungetreues Weib an seiner Seite zu haben! Aber mir geschiehet Recht. Ich verließ Deinetwillen ein Mädchen, in dessen Verbindung ich glüklicher gewesen seyn würde, als mit Dir. Die Seufzer dieser guten, von mir verlaßnen Kreatur, haben mich in dieß Unglük gestürzt, und ich leide die Strafe meiner Bosheit."

„Gehe nun hin, Ungetreue, und gib Dein Herz, wem Du willst. Ich spreche Dich von allen Verbindlichkeiten gegen mich frey."

Was denken Sie, liebe Mutter, bey diesem Briefe? Habe ich nicht einen Bösewicht vom ersten Range zum Manne gehabt? Er gesteht selbst ein, was ich nie von ihm geglaubt hätte, sagt freywillig, daß er das Unglük eines Mädchens auf seiner Seele habe, und ich konnte diesen Bösewicht bis daher lieben und ihm — Gott weiß es! welche strenge — Treue erweisen? — Glauben Sie nicht daß der Brief, den er von mir in ...en haben will; zu seiner Entschuldigung ... Es ist nicht wahr das Vorgeben. Ich ...n Rosenfels nie einen Brief geschrieben, ...n dem Innhalt wäre und zudem weiß ich

ge-

gewiß, daß keiner in seine Hände hat kon können.

Was fange ich an, liebste Mutter? verzweifele über meine unglükliche Lage. Hie im Hause kann ich nicht mehr bleiben. Kein Mensch kommt zum Vorschein, und ich merke offenbar, daß meine Abwesenheit gewünscht wird.

— —*—

Ich habe mich entschlossen, mit dem Anbruche des Tages mein Kind auf meine Arme zu nehmen, und weg zu gehen. Auf dem nächsten Dorfe bleibe ich und schikke einen Boten mit diesem Briefe an Sie ab, und erwarte, daß Si mich Unglükliche zu sich holen lassen.

Ende des zweyten Theils.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Johann Ernst Justus

Der Pfarrer Müller und seine Kinder eine Vaterländische Familiengeschichte

Bd.: 2

Frankfurt ; Leipzig (1792)

P.o.germ. 958 gzl-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115114-6
VD18 90380223